Nr. 52 — Leipzig, den 18. Dezember — 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Zur Beachtung — Freude allem Volke — Christlich-moralistische und klassisch-ästhetische Weltanschauung — Nochmals christliche und klassische Weltanschauung — Frederick Maurice. 2. Lebenswerk — Im Morgenland — Ein Praktikum über innere Mission — Römisches und Polemisches: Ein fünfzigjähriger Gedenktag; Aus dem Murgthal; Was bedeutet der römische „Bischof"? Katholischer Festgruß zum Papstjubiläum; Jesuitismus und Katholizismus; Jesuitenspiegel von Harleß; Aus dem Tagebuche eines konvertirten Priesters — Aus Italien: Lockmittel für Abonnenten; Siebenunddreißig goldne Becher; Ein Kirchenraub; Ein einsamer Posten — Bücher und Schriften: Familienbibel; Zur Erinnerung an Gerhard von Zezschwitz; Die Göttinger Festrede; Dessauer Jünglingsvereins-Konferenz; Für evangelische Frauen und Jungfrauen; Erzählungen; Neue Erzählungen von A. Vollmar — Quittung

Zur Beachtung

Unsre Leser bitten wir freundlichst, beim bevorstehenden Jahreswechsel ihr Abonnement rechtzeitig erneuern zu wollen. Unser Blatt führt vom 1. Januar 1888 ab den Titel:

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Die neue Postnummer ist Nr. 1265. Probenummern versendet auf Verlangen die Verlagshandlung unentgeltlich in beliebiger Anzahl. Der ganze erste Jahrgang ist als gehefteter Band durch jede Buchhandlung sowie durch die Verlagshandlung zum Preise von 6 Mark zu beziehen, auch zur Ansicht.

Die Verlagshandlung — Der Herausgeber

Freude allem Volke

Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird. Luk. 2, 10. —

Weihnachten ist vor der Thür, das Fest der großen Freude. O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit. Wie wird doch bald in all den Häusern und Herzen so viel Lust und Jubel herrschen!

Aber wird auch wirklich überall die Freude ihren Einzug halten, wo die Botschaft erschallt: Euch ist heute der Heiland geboren! Wird es wirklich eine Freude sein, die allem Volke widerfahren wird?

Davon rede ich jetzt nicht, daß so oft der Menschen Sünde sich selbst die Feier und die Freude stört. Was kann der Vater im Himmel dafür, wenn seine Kinder durch eigne Schuld sich um den Segen des frohen Festes bringen! Aber daran denke ich, wie manche Hütte dunkel sein wird, wenn rings umher die Christbäume brennen, wie manche Kindeshand leer bleiben wird, die doch auch bittend und hoffend sich ausstreckt, wie manche Eltern ihre Armut doppelt schwer empfinden werden, weil sie so gar nichts für ihre Kinder haben. Ist auch die christliche Bruderliebe nie so fleißig am Werke, als gerade jetzt in der heiligen Weihnachtszeit: ihr Auge vermag ja doch nicht alle Not zu finden, die sich scheu verbirgt, und ihre Hand reicht nicht so weit hin als ihr Herz. Und wo nicht Mangel und Armut die Freude hindern werden, da steht vielleicht ein Krankenbett, neben dem sie nicht Platz finden kann, oder gar ein Sarg, vor dem sie umkehren muß, oder es erfüllt sonst eine große Trauer die Herzen und läßt für die Freude keinen Raum.

O nein, dennoch soll es wahr bleiben: Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird. Allen, die es angeht, allen Traurigen und Betrübten, allen Mühseligen und Beladenen will das Weihnachtskind zurufen: „Denkt an die bange, schwere Stunde meiner Geburt; denkt an den armseligen Stall, in welchem ich das Licht der Welt erblickt; denkt an das Heu und Stroh, auf das man mich zuerst gebettet, und vergeßt nicht, daß auch nachher mir kein besseres Los geworden ist. Ich bin der euern einer gewesen mein Lebelang. Ja ich habe von dem Leid und Mühsal der Erde doch wohl noch mehr ertragen müssen als ihr. Hart war mein Lager in meiner ersten Stunde, härter noch ists in meiner letzten gewesen. Dennoch habe ich den Gott der Liebe gefunden und ihn festgehalten bis ans Ende. Und seine Liebe hat mich hoch hinweggehoben über Not und Elend, über Schmerz und Herzeleid. Kommt zu mir, daß ich euch den gleichen Weg führe, daß ich euch auch bringe zu dem Quell des Trostes, dem kein Gram und Kummer widersteht, zu dem reichen Gott, der genug für alle hat, zu dem Vater, der die Herzen all seiner Kinder an seinem Herzen still und zufrieden machen will. Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude, denn euch ist heute der Heiland geboren."

Aber wir müssen den Trost der großen Freude in noch ärmere Herzen bringen. Weihnachten heißt mit Recht Kinderfest. Die Kinder stehen der Krippe von Bethlehem zunächst; wir Großen stehen erst hinter ihnen in weiterm Kreise und schauen über sie hinweg. Da kommts denn, daß mancher nur noch die glücklichen, lachenden Kinder sieht, und das Christkind, um das sie in dankbarer Freude sich scharen, ist seinen Augen entschwunden. Ihm ist das Christfest nichts andres mehr als ein fröhliches Familienfest, und der hohe, heilige Sinn, der ihm erst seine volle, duftige Weihe giebt, hat für ihn seine Wahrheit und seinen Wert verloren. Wohl denkt er noch wehmütig der schönen Zeit, da auch ihm der Festglockenklang und der Lichterglanz das Herz noch mit heiliger Andacht erfüllte, da er auch für ihn noch etwas mehr bedeutete als ein freundliches Geben und Nehmen. Aber das klingt jetzt zu ihm herüber wie ein Märlein aus fernen, vergessenen Tagen. O wie liegt so weit, was sein einst war!

Nein, jetzt gerade, da er ein Mann geworden, sollte mit ihm auch das Verständnis des Weihnachtswunders in ihm gereift und gewachsen sein. Mögen unter dem strahlenden Scheine des Christbaumes und beim Gesang der Weihnachtslieder auch durch

das Kinderherz die leisen Schauer heiliger, anbetender Feier weihend und segnend hindurchgehen, es vermag doch nur erst von fern das zu ahnen, dessen ganze Tiefe, dessen vollen Wert erst das Alter erfahren und begreifen kann, welches schon den Ernst des Lebens kennt. Nicht umsonst zeigt uns die Weihnachtsgeschichte auch die greise, ehrwürdige Gestalt des Simeon mit dem Christkinde auf den alten Armen. Nicht umsonst führt sie auch die Weisen aus dem Morgenlande an die Krippe des neugebornen Königs von Israel. Wohl kann ein Kind bereits auf der Mutter Schoß schmecken und fühlen, was Liebe ist, und kann darum auch von der Liebe Gottes etwas empfinden, die in der Geburt des Christkindes auch ihm sich offenbart. Aber in rechter, tiefinnerster Wahrheit weiß doch erst der Gott seinen Vater zu nennen, der in der Führung seines Lebens die Liebeshand erkannt und ergriffen hat, deren unwandelbare Treue und Gnade erst das Kind in der Krippe ihm hat verbürgen können. Das ist ans Licht der Welt geboren, damit die Welt in seinem Lichte das Licht ihres Gottes sehe. Wenn der Gott, der in Christo sich uns kund gethan hat, die Liebe ist, und wenn der heilige Reichtum dieser Liebe nur desto unergründlicher wird, je mehr man aus seiner Fülle schöpft, wenn das Verlangen nach ihr wächst und zunimmt, je mehr man es befriedigt, dann ists gewiß, daß den Alten wie den Jungen, den Klugen wie den Unmündigen, den Gelehrten wie den Ungelehrten, kurz, allem Volke die große Freude der Weihnacht widerfahren kann und soll.

D

Christlich-moralistische und klassisch-ästhetische Weltanschauung

In Nr. 37 bis 40 dieser Zeitschrift sind Herder und Goethe als Vertreter zweier Weltanschauungen hingestellt und dabei der Gegensatz des Antiken und des Christlichen als ein unversöhnlicher bezeichnet worden.*) Dieses Thema hat nicht nur eine literarhistorische, sondern eine sehr praktische Bedeutung. Das antik-klassische Element spielt in unsrer Bildung, vor allem in unsrer Erziehung eine so große Rolle, daß wir wohl bedenklich werden müßten, wenn zwischen ihm und der christlichen Kultur kein Ausgleich, sondern nur ein Bruch möglich wäre. Der Anbruch der Neuzeit ist, wie durch die Reformation, so auch durch Humanismus und Renaissance herbeigeführt; die geistige Blüte unsrer Nation ist vor hundert Jahren in klassischer Luft großgezogen worden; sollten wir dies alles verwerfen oder allenfalls nur es unter beständigen Vorsichtsmaßregeln behutsam und stückweise ergreifen dürfen? Oder sollen wir kraft unsrer christlichen Gewißheit es frei und freudig empfangen dürfen, dankbar gegen Gott, von dem alle gute Gabe kommt und der das Schöne zu unsrer Freude und Erquickung in die Welt hineingestellt hat?

Am bedeutungsvollsten ist diese Frage für die Erziehung unsrer Jugend. Was wir nur mit Bedenklichkeit und unter halber Verdammung ihr darreichen, wird nie irgend welche Wirkung in ihr hervorbringen. Wenn wir uns scheuen, vor den Schöpfungen des Altertums, vor den Werken unsrer großen Dichter sie zur Ehrfurcht, statt zur Kritik anzuleiten, so thäten wir besser, sie davon durchaus fern zu halten; denn nur an dem Vortrefflichen soll der jugendliche Geist gebildet werden. Welche überwiegende Bedeutung hat aber nicht die antike Welt in ihrer Gesamtheit als ein Bildungsmittel für jedermann gerade in unsern Tagen gewonnen! Gegen mannichfache Angriffe betonen die Verfechter der klassischen Gymnasialbildung ausdrücklich, daß der Gewinn lateinischer und griechischer Sprachkenntnis Nebensache sei, daß es darauf ankomme, den Schüler mit dem ganzen Kulturleben der Antike bekannt zu machen. Die verschiedensten Hilfsmittel läßt man zusammenwirken, um vor allem eine Anschauung der antiken Kunst, sodann des öffentlichen und häuslichen Lebens zu erzielen. Und auch in den sonstigen Unterrichtsanstalten, in den Realgymnasien oder den Mädchenschulen: überall behandelt der Geschichtsunterricht das Altertum so ausführlich, überall weist die Erklärung unsrer Literaturwerke so vielfach auf die Antike zurück, daß wohl jeder, der einen höhern Unterricht genossen, heutzutage starke klassische Bildungselemente in sich aufgenommen hat.

Nun ist es freilich leicht nachzuweisen, daß ein Gegensatz zwischen der Anschauungsweise, dem Lebensideal des Altertums und dem des Christentums besteht. Dennoch aber wüßte ich nicht, daß bisher die Konsequenz daraus gezogen worden sei, im religiösen Interesse das klassische Kulturerbe aus dem Bildungskreise der Gegenwart auszuschließen. Ein Standpunkt aber, wie ihn jener obengenannte Aufsatz vertritt, müßte folgerecht zu dieser Revolution unsrer bisherigen Bildungsweise führen. Der Verfasser schildert Herder mit den Worten: „Ewig das Unfertige irdischen Wesens empfindend, sich rastlos strecken nach dem, was vorne ist! . . . Strebende Unruhe, die das Erreichte immer wieder auflösende Unzufriedenheit, das aus dem gleichzeitigen Leben in Ideal und Wirklichkeit sich ergebende Motto: Excelsior.“ Dagegen stellt er das klassische Ideal, welches er nach dem Zusammenhange offenbar Goethe zuschreibt: „Sich zufrieden abschließen in einem geschlossenen Kreise, den man ganz mit schönem Schein erfüllt,“ und weiter folgen als Schlagworte: „Griechische Sophrosyne, ruhiges Gleichmaß, Befriedigung in sich selber.“ Dieser Gegensatz ist allerdings bedeutend; nur glauben wir, daß in ihm das Wesen des Christlichen und des Antiken ebenso wenig richtig charakterisirt ist wie der Gegensatz zwischen Goethe und Herder. Daß sich in Goethe mit dem klassischen Ideale die Sehnsucht nach dem Ueberirdischen vollständig vertrug, dafür liefert wohl „Faust“ einen offenkundigen Beweis. Daß anderseits diese Sehnsucht als beständige „Unzufriedenheit“ (wie in Herder) gedacht nicht ein wahrhaft christliches Gemütsleben charakterisiren kann, ist zweifellos; Friede und Freudigkeit der Seele würden dies viel mehr erweisen.

Können uns demnach die hier gegebenen Unterscheidungen nicht befriedigen, so werden wir statt dessen ein möglichst sicheres Urteil gewinnen können, wenn wir zunächst fragen: Was suchte und fand Goethe und mit ihm die andern Führer unsers „klassischen“ Zeitalters in der mit hohem Ernste erstrebten Aneignung antiker Kultur? In der Schrift über Winckelmann äußert Goethe hierüber:

> Wirft sich der Neuere fast bei jeder Betrachtung ins Unendliche, so fühlten die Alten ohne weiten Umweg sogleich ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Grenzen der schönen Welt. Hierher waren sie gesetzt, hierzu berufen, hier fand ihre Thätigkeit Raum, ihre Leidenschaft Gegenstand und Nahrung. Warum sind ihre Dichter und Geschichtschreiber die Bewunderung des Einsichtigen, die Verzweiflung des Nacheifernden, als weil jene handelnden Personen, die aufgeführt werden, an ihrem eignen Selbst, an dem engen Kreise ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Bahn des eignen sowohl als des mitbürgerlichen Lebens einen so tiefen Anteil nahmen, mit allem Sinn, aller Neigung, aller Kraft auf die Gegenwart wirkten? Das, was geschah, hatte für sie den einzigen Wert, so wie für uns nur dasjenige, was gedacht oder empfunden worden, einigen Wert zu gewinnen scheint. Nach einerlei Weise lebte der Dichter in seiner Einbildungskraft, der Geschichtschreiber in der politischen, der Forscher in der natürlichen Welt. Alle hielten sich am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest, und selbst ihre Phantasiebilder haben Knochen und Mark. Der Mensch und das Menschliche wurden am Wertesten geachtet, und alle seine innern und äußern Verhältnisse zur Welt mit so großem Sinne dargestellt als angeschaut. Noch fand sich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerstückelt, noch war jene kaum heilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft nicht vorgegangen. Allein nicht allein das Glück zu genießen, sondern auch das Unglück zu ertragen waren jene Naturen höchlich geschickt; denn wie die gesunde Faser dem Uebel widerstrebt, und bei jedem krankhaften Anfall sich eilig wiederherstellt, so vermag der jenen eigne gesunde Sinn sich gegen innern und äußern Unfall geschwind und leicht wieder herzustellen.

Wir sehen: von einem Zurückziehen in sich selbst, von einer eigenwilligen Selbstbeschränkung ist hier keine Rede, sondern durchaus von einem thätigen Wirken, aber freilich einem Wirken bloß in dem angewiesenen Kreise, auf Grund der gegebenen Verhältnisse und in voller innerlicher Uebereinstimmung mit

*) Der verehrte Herr Verfasser dieses Aufsatzes ist m. E. der Absicht und Meinung jener Herder-Goethe-Artikel, insbesondre den Ausführungen in Nr. 40, nicht gerecht geworden. Ich verzichte jedoch darauf, dies, sowie meinen sonstigen Dissensus, in Randbemerkungen zur Geltung zu bringen, und ziehe es vor, nachdem ich ihm das freie Wort verstattet habe, dem angefochtenen Herrn Mitarbeiter unmittelbar darnach die Gelegenheit zur Erwiederung zu bieten. Jedenfalls haben wir es hier mit einem Gegenstande zu thun, welcher, wie die Gemüter vieler denkenden Christen, so auch unser Blatt zu beschäftigen nicht so bald aufhören wird. D H

ihnen. Sollte eine solche Gesinnung in der That ihren Wert für die Gegenwart verloren haben? Sollte sie keine erziehende und bildende Kraft mehr in sich bewahren? Wir glauben im Gegenteil: in einer Zeit wie der unsrigen, wo die Unzufriedenheit mit dem angewiesenen Lose in den weitesten Kreisen herrscht, wo sie die verschiedensten sozialen und politischen Erscheinungen hervorbringt und in dem Leben des Einzelnen sich als ein krampfhaftes Drängen und Streben nach Besitz und Ansehen, nach Genuß und Herrschaft äußert, in einer Zeit, wo die ideale Gesinnung sich nur zu oft in das Gewand eines scheinbar vornehmen, aber jedes freudige Streben hemmenden Pessimismus einhüllt, in einer solchen Zeit liegt in jenen einfachen Gedanken von dem freudigen und thätigen Erfassen der Gegenwart ein nicht hoch genug zu wertender Schatz. Die durchsichtige und ruhige Klarheit der in ihren Grenzen vollendeten Kunstwerke, der nach ihrem innern Gesetze ausgeprägten menschlichen Charaktere des Altertums ist für uns ein Spiegel, in dem wir manche Züge der heutigen Menschheit als entstellend und verzerrend wahrzunehmen vermögen. Wer jene Gedanken in sich aufgenommen, wird darin einen Halt in unzähligen Wechselfällen des Lebens finden, da ihm die eigne Lage beengend und ungenügend, unbehaglich und unerfreulich erscheinen könnte. Diesen Halt besaß Goethe; Herder, der stets sich benachteiligt, zurückgesetzt, gehemmt fühlte, besaß ihn nicht. Auch Goethe erfuhr unverdient manche Widerwärtigkeiten: die Theaterdirektion wurde ihm, der, schon den Siebzig nahe, wohl aus vielen Gründen eine rücksichtsvolle Behandlung beanspruchen konnte, in kränkendster Weise genommen; wir finden nicht, daß dieses Erlebnis die Ruhe seines Wesens, die Stetigkeit seiner Arbeit, die Anhänglichkeit an den Weimarer Gesellschafts- und Pflichtenkreis irgendwie beeinträchtigt hätte. Dieser Gegensatz zwischen Goethe und Herder scheint uns zum Ruhme des ersteren auszuschlagen.

Indessen könnte sich der Einwurf erheben: Gesetzt, auch jene antike Bildungs- und Sinnesweise hätte ihren unleugbaren Wert, wäre sie nicht dennoch für uns Christen immerhin überflüssig, die wir einen viel höhern Schatz in der Kraft besitzen, die unser Glaube als ein einzigartiges und unvergleichliches Gut verleiht? Hier wäre zunächst zu erwiedern, daß das Christentum nirgends in der Welt losgelöst von den historischen Formen der Kultur existirt hat oder existiren kann. Eben deshalb, weil es etwas schlechthin Ueberirdisches ist, kann es mit keiner irdischen Kulturform in einen Vergleich oder sogar Wettstreit gesetzt werden, kann aber auch keine derselben verdrängen wollen. Indem es zugleich mit ihnen besteht, ist dies freilich für den gläubigen Christen nur in der Weise denkbar, daß es unangreifbar oben ansteht und jegliche historische Kulturmacht in seinen Dienst zieht. Aber welche Kulturform es aufnimmt und annimmt, ist eine Frage von höchster Bedeutung, und die verschiednen historischen Erscheinungsformen des Christentums sind durch seine Verbindung mit verschiednen Kulturkreisen entstanden.

Nun kennen wir sehr wohl eine Form der christlichen Religion, welche die irdischen Verhältnisse als etwas schlechthin Unbefriedigendes auffaßt und in der beständigen, sehnsuchtsvollen Versenkung in den Gedanken des Ueberirdischen die höchste Bethätigung religiöser Gesinnung sieht. Es ist diejenige Form, welche in ihrer letzten Konsequenz zum Mönchtume führt. Wir kennen eine andre, welche in der Erfüllung der irdischen Berufsaufgabe zugleich den Gottesdienst erblickt, für welche die Kluft zwischen dem Irdischen und Ueberirdischen ausgefüllt ist, weil sie in beidem das Werk des gleichen göttlichen Willens sieht, in den sie sich ergiebt. Das ist die Form, welche Luther uns gebracht hat, welcher wir in der protestantischen Kirche nachleben; wohl durfte Goethe es Luther nachrühmen: „Wir haben durch ihn wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen."

Diese Form des Christentums kann ohne Bedenken jene antike Sinnesweise in ihren Dienst ziehen und als das wertvollste irdische Kulturmittel erwerben, jenes klassische Lebensideal, an dem Goethe „die tüchtigste, reinste Menschheit, die Gesundheit in jedem Moment" pries. Sie kann es mit vollständiger Freiheit und Sicherheit, weil sie sich bewußt ist, daß ihre Freudigkeit und Zufriedenheit keine selbsterrungene ist, sondern auf dem Grunde der geschenkten und nicht zu raubenden Gnade Gottes ruht.

Es zeigt uns auch die Geschichte, daß der Protestantismus in der That die Pflege klassischer Bildung mächtig gefördert, daß er sie zu seiner eignen Sache gemacht hat. Welcher Unterschied zwischen dem rein mechanischen, formalen Lateinlernen der Jesuitenschulen und den tiefdringenden klassischen Studien der unter dem Einfluß des Luthertums gegründeten Gymnasien! Und noch mehr! Die Entstehung der katholischen Kirche ist bedingt durch Kultureinflüsse des entarteten Altertums, der hellenistischen, mit abstruser Mystik und einem Wust orientalischen Aberglaubens verbundenen Philosophie; die Entstehung des Protestantismus fällt zusammen mit der Rückwendung zu den Quellen der echten, hellenischen Antike, dem „Wiedererwachen des Altertums." Wir glauben, daß in der Pflege dieser engverbundnen beiden Elemente auch in Gegenwart und Zukunft die Kraft und das Heil für das Geistesleben Deutschlands beschlossen ist.

O H

Nochmals christliche und klassische Weltanschauung

Obschon der Verfasser der Artikel „Herders Bruch mit Goethe" nicht zugeben kann, daß die Entgegnung des Herrn O. H. die für ihn wichtigsten Punkte der Gegenüberstellung trifft, so muß er doch zugeben, daß die Befürchtungen, die sich für O. H. an genannte Artikel anschließen, von sehr vielen Lesern geteilt werden; ist die Entgegnung an vielen Hauptpunkten einfach vorübergegangen, so ist sie doch vollauf zu würdigen, als aus dem Eindruck hervorgegangen, der auf einer gewissen Seite, die eben Geistesbildung über alles stellt, zu erwarten war. Daß der Gegensatz zwischen Herder und Goethe lediglich von der mehr individuellen Seite des unruhigen Vorwärtsstrebens und der abgeschlossenen Harmonie gefaßt wurde; daß uns der naheliegende Vorwurf der Ungerechtigkeit gegen Goethes hochherzige, liebenswürdige Charakterseiten gemacht wurde, während es uns darauf ankam, Herders zugestandne Unliebenswürdigkeit tiefer zu erklären; daß der tiefste Gegensatz übersehen wurde, der aus der Auffassung des Christentums als einer das ganze Leben beherrschenden heiligenden Macht herfließt — all das wollen wir nicht weiter ausführen. Die Polemik sollte die Fragen nicht immer auf den alten Umfang beschränken, sondern stets etwas weiter zu spielen suchen. Und eben dies ermöglicht der gegnerische Aufsatz. Seine Herzensangelegenheit: Welche Folge hat diese Gegenüberstellung von Herder und Goethe, von christlicher und klassischer Weltanschauung für die Erziehung? — ist nicht bloß für ihn selbst im hohen Grade berechtigt, sondern auch für unser Blatt äußerst wichtig; darauf einzugehen, ist seine Pflicht, nachdem es einmal diese Frage angeregt hat. Oder soll es wieder bei akademischen Erörterungen und Erbitterungen bleiben? Freilich für diesmal müssen wir uns auf eine Skizzirung unsrer Grundüberzeugung beschränken.

Das Antike und Christliche ist nur dann als unversöhnlich zu bezeichnen, wenn, wie bei Goethe in der besprochenen Zeit, das Antike Totalanschauung, Lebensideal werden soll: damit muß gebrochen werden. So lange es sich auf dem Gebiete des Schönen, der Aesthetik hält, so lange dies Schöne die sittliche Grazie nicht verletzt — wie wir dies auch gegenüber Herder an vielen Blüten der Goethe-Schillerschen Freundschaft betont haben —, warum sollten wir uns die Freude daran verkümmern lassen? gewiß, je fester unser Herz geworden ist, gebunden an die Gnade und Heiligkeit unsers Herrn, desto freier dürfen wir uns mit dem Apostel Paulus den vielgestaltigen Erscheinungen der schönen Welt, verschiedner Kulturepochen hingeben. Dagegen wird es doch bei dem Grundsatze bleiben müssen, der Röm. 12, 1 und 2 aus der Darstellung der christlichen Heilsentwicklung sich ergiebt: „So ermahne ich euch nun, Brüder, bei der Barmherzigkeit Gottes, hinzugeben eure Leiber zu einem lebendigen, heiligen, Gott wohlgefälligen Opfer, welches sei euer vernünftiger Gottesdienst: und euch nicht dieser Welt gleichzustellen, sondern euch zu verwandeln durch die Erneuerung euers Sinnes,

auf daß ihr prüfen möget, welches da sei der Wille Gottes, das Gute und Wohlgefällige und Vollkommene."

Solche stete Prüfung wird besonders da, auch gegenüber den Produkten des ästhetischen Sinnes, von nöten sein, wo es sich um die zarten, reizbaren, noch nicht an das Heilige gebundenen Jünglingsseelen handelt. Darum müssen wir energisch protestiren gegen die pädagogische Forderung der unbedingten Ehrfurcht vor den großen Dichtern. Wenn die frühern Aufsätze das nicht erreicht haben, die Berechtigung des sittlich-religiösen Aergernisses, das Herder an Goethe und seinem Treiben nahm, zum Bewußtsein zu bringen — dann sind sie umsonst geschrieben. Wird jener Kultus der Ehrfurcht getrieben, wo bleibt dann der feste Maßstab des Apostels? Ist es nicht übertrieben, daß nur das Vortreffliche zur Bildung des jugendlichen Geistes dargeboten werden dürfe? Soll nicht die Erziehung Wert- und sittliche Urteile bilden, zur Freiheit der gewissenhaften Prüfung auch der fesselndsten Erscheinungen leiten? Dazu bedarf es nicht schlechthin vortrefflicher Stoffe, sondern solcher, die der betreffenden Entwicklungsstufe einen klassischen Ausdruck geben; auch das in beschränktem Sinne Vorzügliche, wenn es nur groß und original und ausgeprägt sich darstellt, ist ein tüchtiges Bildungsmittel. Muß denn das in diesem oder jenem Betracht Beurteilte gering geachtet werden? Kann sich mit dieser freien Beurteilung, die natürlich kein nörgelndes Aburteilen werden darf, nicht Ehrerbietung vor der Geistesgröße und Hochachtung vor der geistigen Energie verbinden? Wir sind überzeugt, daß der kritiklose Standpunkt des klassischen Unterrichts Hauptschuld trägt an der Unempfänglichkeit der akademisch Gebildeten gegen die Predigt des Evangeliums, an dem Unverständnis für die Gerechtigkeit, die aus dem Glauben geht. Warum dürfte zur Bewunderung der echten Blüten freier, reicher Persönlichkeiten nicht ein Fragezeichen treten? Daß, wo diese Selbstgenügsamkeit sich nicht verbindet und unterordnet dem Gebundensein an Gottes Gesetz und Gnade, wo das natürliche Wesen sich nicht erweitert zu einem Tempel des heiligen Geistes, wo das Schöne nicht geweiht wird durch die volle Harmonie mit dem Heiligen — daß da ein Mangel vorliegt, über den uns erst das Evangelium hinausführt! Dies allerdings müssen wir fordern: daß die christliche Welt- und Selbstbeurteilung auf den Gymnasien nicht als Anhängsel, daß der christliche Glaubens- und Lebensgrund nicht als ein relativ berechtigtes, historisch interessantes Moment in kümmerlichen Nebenstunden abgemacht werde, gleichsam als Campanile neben der antiken Basilika; sondern im deutschen Unterrichte, in den gesinnungsbildenden Fächern muß dieselbe zur Beachtung und Vergleichung herbeigezogen werden.

Dagegen irrt O. H., wenn er dem Verfasser eine gewisse Gegnerschaft gegen die Stellung der Antike im Gymnasialunterricht zutraut. Im Gegenteil: gegenüber den Forderungen der absoluten Realisten und Fachleute wünschen wir zumal dem Griechischen seine zentrale Stelle gewahrt: nicht bloß wegen der formalen Durchbildung, auch nicht bloß, weil in dem abgeschlossenen Kulturleben der Antike dem jugendlichen Geiste eine weite Totalansicht von dem Ineinanderwirken des öffentlichen und privaten, ästhetischen und politischen Lebens vermittelt werden kann, sondern auch, weil an der Antike der freie Drang des jugendlichen Geistes zur Erfassung seiner selbst, der Glaube an das in uns gelegte Ideale erwachen und in der Abstraktion vom wirklichen Leben zunächst ungetrübt sich auswirken kann. Den Schluß, den O. H. „folgerecht" aus unsrer Gegenüberstellung ziehen zu müssen glaubt, finden wir schon durch den ganzen Ton unsrer Darstellung ausgeschlossen: wir wollen vielmehr das Kulturerbe des klassischen Altertums, das uns die Reformationszeit übergeben hat, fruchtbar machen für die deutsche Jugend.

Trotzdem betonen wir nochmals, was offenbar vielen Lesern so fremdartig war, daß sie es nicht aufnehmen konnten: das antike Lebensideal, an dem Goethe und Schiller in der Blütezeit ihrer Freundschaft als an einem absoluten Maßstabe alle Erscheinungen maßen, darf nicht unser modernes bleiben! Was bei den Griechen — oder doch den gebildeten Griechen; vom breiten Volksleben wissen wir nichts — alle Interessen der Gegenwart umspannte, sollte das noch für uns ein gesundes Menschenleben ausfüllen? Hat unser Leben nicht einen gar andern Inhalt bekommen durch das Christentum, durch die Ewigkeitsperspektive, durch die Hereinbeziehung der bei den Griechen enterbten Kleinen im Geiste, durch die Aufhebung des Begriffes vom Barbarentum u. a.? Ist es denn eine leere Behauptung, daß diese Zurückwendung zur reinen Antike, womit die Flüchtung des Ideals aus der Wirklichkeit Hand in Hand ging, eine unser Volksleben schwer schädigende Zurückziehung aus der lebendigen Gegenwart im Gefolge hatte, für die Dichter selbst aber eine Selbstlebigkeit, die gegenüber dem christlichen Grundsatze: „Den Andern gefallen zur Erbauung!" sich als verfeinerter Egoismus kennzeichnet? Was also Goethe in der zitirten geistesmächtigen Stelle als Vorzug der Griechen preist, ist nicht von ihm zu rühmen, wenigstens nicht in der Hauptbeziehung: wo hätte ein Grieche je in Gestaltungen sich eingesponnen, die zweitausend Jahre zurücklagen?! Aber auch davon abgesehen, ist das von Goethe gezeichnete Ideal gesunden Sinnes „in voller innerlicher Uebereinstimmung mit den gegebenen Verhältnissen," ist diese völlige Diesseitigkeit und Weltförmigkeit, die ihres Daseins Kreise erfüllt, ohne unzufrieden darüber hinauszuschauen, ein christliches, ist es ein solches Ideal, das unsrer zerrissenen Zeit gepredigt werden sollte? Wir meinen nicht!

Es giebt wohl kaum eine größere Täuschung und befremdendere Zumutung, als die, den mit ihrem Lose unzufriedenen Klassen, den an die Maschine gefesselten Arbeitern, den thatsächlich schwer geprüften kleinen Leuten oder den an den Widersprüchen der Gegenwart sich aufreibenden Pessimisten Goethische Grundsätze vom „freudigen und thätigen Erfassen der Gegenwart" entgegenzuhalten. Glauben wir nur nicht, daß diese Auffassung den athenischen Sklaven oder Hetären zum Trost oder zur Erhebung gedient hat! Nein, gerade, daß sich die Gebildeten in solchen Optimismus und Weltzufriedenheit einleben, erweitert die Kluft gegen das arme Volk, das allein im Ewigen, in der Hoffnung vollen Trost, vollen Zweck des Daseins finden kann.

Ueberhaupt aber müssen wir diese Nebenordnung der Antike und des Christentums abweisen, die sich uns, wohl gegen die Absicht O. H.s, aus seinen letzten Sätzen ergiebt. Er bezeichnet das Christentum als etwas schlechthin Ueberirdisches und meint darum, es könne sich mit jeder Kulturform verbinden und sie durchdringen. Allein, was bedeutet denn „Kultur," dieses Lieblingswort der Neuzeit? Ist es eine völlig irdische Größe? Wenn man in der antiken Kultur ein Lebensideal gegeben sein läßt, dann gehört dazu offenbar eine gewisse Selbst- und Weltbeurteilung. Das Christentum aber will nicht bloß Ueberirdisches darstellen, sondern es hineinwirken in die Welt- und Selbstbeurteilung. Auf diesem ethischen Gebiet findet entschieden ein Zusammentreffen von klassischer und christlicher Weltanschauung statt. Wir glauben diesen Konflikt bereits geschildert zu haben, wie wir ihn selbst durchgemacht, indem wir das Ausleben der eignen Natur und das durch Buße und Glauben wiedergeborne Leben aus Gnade — Bildung und Erlösung gegenüber stellten. Mit welchem Recht die Gnade Gottes, d. h. doch wohl sein unverdientes Erbarmen und Geschenk des neuen Lebens, als der Grund der Goethischen Freudigkeit und Selbstzufriedenheit bezeichnet wird, ist uns unerfindlich: solches Leben aus Gnade, das sich ergriffen weiß von Christo, streckt sich doch immer über den gnadebedürftigen gegenwärtigen Stand nach dem völligeren Ergreifen Christi, von ihm ist ein sehnsuchtsvolles Hoffen auf einstige Vollendung untrennbar.

Es scheint uns zwar geistreich, aber nicht zutreffend, Luthers Lebensthat, die aus seinem Befreiungskampfe gegen die Möncherei erstand, in die Betonung des Wertes der irdischen Berufsaufgabe gegenüber der Versenkung in den Gedanken des Ueberirdischen zu setzen: wir wollen ja diese Thatsache weder bestreiten noch entwerten; allein man darf nicht Luther so modernisiren, daß die Frage nach der Seligkeit, der Satz von der Rechtfertigung aus Glauben, nicht aus Werken, zurückgedrängt wird hinter die Frage nach der Stellung in und zu den Aufgaben der Welt: das verflacht und verweltlicht seine durchaus religiös angelegte Ethik. Jene gesunde Auffassung des Berufes war nur die Folge des Grundsatzes: „Was nicht aus dem Glauben gehet, das ist Sünde," daß wir zwar Gottes Gnade nicht ver-

dienen können durch selbsterwählten Gottesdienst, ihr aber zu danken haben durch den vernünftigen Gottesdienst des Lebens, indem wir als Erlöste in jeder Lebensäußerung mit unserm Leibe und Geiste Gott preisen. Aber daß die bloße Erfüllung der irdischen Berufsaufgabe, abgesehen von dem sie tragenden Gedanken des himmlischen Berufes, für Luther den Wert des Gottesdienstes gehabt hätte, kann nur durch einseitige Hervorhebung seiner gegen die Möncherei polemisirenden Aussprüche behauptet werden; so finden wir auch von O. H.s Hauptsatz von der schlechthinnigen Ueberweltlichkeit des Christentums keine Brücke zu der andern durchgehenden Annahme, daß die antike Sinnesweise, die sich doch ganz im Diesseitigen hält, und die Erfüllung des irdischen Berufs, die übrigens den Alten als Hauptgesichtspunkt fremd war, ohne weiteres in den Dienst der christlichen Lebensansicht gezogen werden könne.

Wie das Verhältnis der Reformation zu der Wiederbelebung des klassischen Altertums eben um der Diesseitigkeit und Weltförmigkeit dieser willen ja mehr und mehr ein gespanntes wurde,*) so wird auch für die Erziehung der heutigen Söhne der Reformation nicht eine völlige, friedliche Gleichstellung des Christentums und Klassizismus, sondern nur eine Unterordnung der klassischen Bildungselemente unter das ewige, absolute Lebensideal Christi zu erstreben sein. Freilich vor einer ungesunden, scheelsichtigen, romantischen Versenkung in das Ueberirdische soll uns nächst dem kräftigen, energischen Luthergeist das Kulturerbe der alten Welt bewahren; dagegen wird die Kluft des Irdischen und Ueberirdischen nur dadurch ausgefüllt werden können, daß wir schon hier als Bürger des Himmelreichs, nicht aus eigner Kraft, sondern aus der Kraft der erlösenden und heiligenden Gnade leben, die uns erst in Christo geoffenbart worden ist. O B

Frederick Maurice

2. Lebenswerk

Mit der Frage der Volkserziehung hat Maurice sich eigentlich von Kind an beschäftigt: erst als Gehilfe der Eltern in der Gemeinde; in den Studienjahren durch schriftstellerische Versuche; als warmer Vertreter eines vernünftigen Mädchenunterrichts, nachdem er Professor des Kings College geworden war.

Mit der politischen Bewegung der vierziger Jahre erwachte in den untern Mittelständen Englands — wie mehr oder weniger überall — das Gefühl eines großen Mangels, eines geistigen und geistlichen Hungers: der Kirche entfremdet, von Frankreich aus mit kommunistischen Ideen gespeist, durch eine tiefe Kluft von den höhern Ständen geschieden, in ihrem wirtschaftlichen Leben in jeder Hinsicht gehindert und erdrückt, empfanden sie ein bitteres Mißbehagen, das stets lautern Ausdruck suchte.

Schon 1845 hatten verschiedne Freunde Maurice bedrängt, sich der Notlage und kirchlichen Bedürftigkeit der Handwerker und Ladendiener Londons anzunehmen. Aber erst das Sturmjahr 1848 zeitigte die segensreiche Frucht und machte aus dem schüchternen, milden, unpraktischen Gelehrten den Vater und Schöpfer des Genossenschaftswesens. Vom subjektiven Standpunkte aus haben wir in Kingsleys Leben bereits viel von der Sache gehört. Hier sehen wir sie in Ringen und Zagen und Schmerzen geboren werden und die Feuertaufe allgemeiner Verwerfung empfangen. Es ist ein einzigartiges Schauspiel: dieser Mann, in dem keine Ader des Agitators war, der vor Beredsamkeit als solcher eine unwiderstehliche Abneigung hatte und dem Beschlusse jeder Mehrheit mißtraute, dem Popularität ein Greuel war, der nun und nimmer eine Partei bilden oder gar führen wollte, wird durch die Umstände, durch sein eignes, unerbittliches Gewissen auf diesen Marterweg gedrängt und weitergeführt bis ans Ende. Die Schar seiner Tapferen und Treuen war dieses Führers wert, aber auch bedürftig, der wie ein Löwe die höchsten Gesichtspunkte gegen Freund und Feind, gegen Orthodoxie und Anarchie verteidigte, und Liebe, Demut, Opfermut, Selbstverleugnung von einer Gesellschaft forderte, die im Rechthaben, in Selbstsucht, im unerbittlichen Ausbeuten des Nächsten ihr Gedeihen sah. Was er wirkte, entquoll einer wunderbaren Verschmelzung von Demut und Mut, von unerbittlichem Ernste und milder Güte, der ihm zu Fleisch und Blut gewordenen Ueberzeugung, daß wir nimmer zerstörend, sondern nur aufbauend arbeiten sollen. Wir sollen — so sagt er wohl hundertmal — den Menschen erhalten, was sie Gutes haben, den Wahrheitskeim in ihnen schonen und darauf die höhere Erkenntnis aufrichten. Vor allen Dingen aber können wir keine, auch gar keine Regung der Barmherzigkeit und Liebe haben, welche wir nicht geschöpft hätten aus Gott, dem im vollen menschlichen, nicht nur theologischen Sinne absolut Guten. Hier liegt das Geheimnis seines Einflusses wie auf die Mitglieder des Bibelkränzchens, von welchem wir im Buche rührendes Zeugnis lesen, so auf die Handwerker: die Erklärung, warum er so Vielen Grund und Ursache zur Besserung geworden.

Solches aber predigt man nicht mit Gemach unter Rosen. Widerspruch und bittere Fehde können da nicht fehlen. Wohl verstehen wirs, wenn er sagt, daß ihm sei, als müsse er an jenem Tage den Verstand verloren haben, da er sich in ein solches Unternehmen einließ.

Es ist eigentlich ganz natürlich, daß, so wie die Anschauungen jener Tage waren, sich die enge und orthodoxe Frömmigkeit vor diesem Gebaren entsetzte. Als nun gar Maurice seine theologischen Essays veröffentlichte, in welchen er seine eigenartige Auffassung gleichsam in einem Strauße mannichfacher Blumen darbot und dem landläufigen Begriffe von Tartarus und Elysium, von Lohn und Strafe seinen Ewigkeitsbegriff entgegensetzte, wie er ihn hatte aus dem Johanneischen: „Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, den allein wahren Gott, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen" — da schien es dem Vorstande des Kings College ratsam, das Tischtuch zu zerschneiden und Maurice seine Professur zu kündigen. Wunderschön ist der darauf bezügliche Brief von Julius Hare (S. 384) und für uns ganz ausreichend. Die Frage ist so fein, daß nur die Feder eines Fachmannes ihr gerecht werden könnte. Was mich in seinen Auseinandersetzungen anzieht und zum Denken anregt, ist einmal, daß er gleichsam die Ewigkeit aus dem Gegensatze mit der Zeit herausrückt und als etwas dem Wesen nach verschiedenes darstellt, in welches wir mit der unvergänglichen Seite unsers Daseins hineingetaucht sind, hier wie dort; ferner der erschütternde Ernst, mit welchem er die Stellung des Menschen zu Gott behandelt, aus ihm, der ewigen Liebe heraus, die Welt aufbaut und nicht aus dem Satan, in dem Sein in Gott, dem Eingehen in seinen heiligen Liebeswillen, den Himmel sieht und die Hölle im Fernesein von Gott, im Haß gegen Gott. Ihm, dem nach seiner persönlichen Entwicklung der vom Vater und Sohne ausgehende heilige Geist so besonders wichtig geworden, erscheint dessen Strafwalten als Aeußerung zürnender Liebe hochwillkommen, und der Ort äußerster Finsternis der, wo Gott den Menschen zu strafen aufhören würde und sich selbst überließe.

Viele Hunderte von Stimmen erhoben sich sofort für Maurice und gegen ein Ketzergericht, wie er es erfahren, und zwar meist aus den denkenden Schichten der Nation. Die Anhänger und Freunde aber scharten sich umso dichter um ihn. Die Handwerker bezeugten ihm in warmen Worten ihre große Dankbarkeit, und es ist eine rührende Aeußerung echter Herzensbildung, wenn sie ihn bitten, ihm einen langgehegten Herzenswunsch vortragen zu dürfen: daß er es nicht als ein Heruntersteigen ansehen wolle, ihnen eine Lehranstalt für Handwerker, a workingmen's College, zu gründen. Dieser Gedanke wurde 1855 zur That, wobei ihm die besten Kräfte Jungenglands lehrend beigestanden haben. Die Anstalt, welche ihm viel Arbeit, aber auch viel Erfolg brachte, gedieh unter seiner Leitung. Er entsagte ihr erst 1866, als er die königliche Professur der Moralphilosophie in Cambridge erhielt.

*) Unsre Ansichten über das Verhältnis der Reformation zum Humanismus hat soeben einer der Mitbegründer unsers Blattes klar und gemeinverständlich zum Ausdruck gebracht: „Humanismus und Reformation von Lic. theol. P. Drews, Pfarrer" (Leipzig, 1887; 32 S.; 80 Pf.). Vgl. desselben Verfassers „Wilibald Pirkheimers Stellung zur Reformation" (Leipzig, 1887; 138 S.; 2 M.).

Dieser seinem innersten Wesen entsprechende Beruf gewährte ihm einige Jahre beglückender Thätigkeit in angeregtem und anregendem Verkehre mit den Studirenden und Kollegen. Wie ein lieblicher Herbstabend klingt das edle Leben aus in der vornehmen alten Musenstadt am spiegelklaren Cam mit ihren Parkanlagen und gothischen Gebäuden, mit ihrem alles Menschliche umfassenden Streben. M S

Im Morgenland

Reisebilder von Samuel Zurlinden. Basel, C. F. Spittler (216 S.; 1,60 Mk.).

In Nr. 17 d. Bl. ist auf Thoma's Ritt ins Gelobte Land die Aufmerksamkeit der Freunde Palästinas gelenkt worden. Ein Gegenstück bietet das im Titel genannte Buch von Samuel Zurlinden. Dort war es ein kühner Ritt, den der Verfasser in seiner Phantasie zur Zeit Salomos der Länge nach durch Palästina wagte und der vortrefflich gelang; hier sind es manche verwegene Streifzüge in Palästina und Syrien, die der jugendliche Reiter in den Jahren 1883 bis 1885 wirklich ausführte und nun lebendig und frisch schildert. Dort lernen wir Land und Leute kennen, wie sie vor dreitausend Jahren einem fremden Wanderer sich darstellen mußten; hier sind es lebende Bilder aus dem Alltagstreiben der Gegenwart auf diesem altehrwürdigen Schauplatze der heiligen Geschichte, die dem Leser in frischen Farben vor Augen geführt werden.

Manches ist in der langen Reihe der Jahre von Salomo bis auf die Gegenwart sich gleich geblieben: noch wird wie vor Jahrtausenden in lärmender Fröhlichkeit die Braut heimgeholt und die Hochzeit gefeiert, noch in derselben Weise mit Dreschwalzen und Dreschschlitten das Getreide gedroschen; noch ziehen die alten Karawanen reich beladen durch das Land, wallfahrten wie einst endlose Prozessionen in schwerer Zeit mit Gesang und Beten zur heiligen Stätte; noch üben in den Städten die herrenlosen Hunde die Sanitätspolizei aus, und noch immer geschieht die Begrüßung mit orientalischer Umständlichkeit.

Vieles aber erinnert auch dort recht deutlich an unser Jahrhundert und an die großartigen Veränderungen, die auf allen Gebieten seit Salomos Zeit vor sich gegangen sind: wir finden Posten und Telegraphen, die den Verkehr erleichtern, treffen Händler mit „Antikas“ (Antiquitäten), sehen, wie Rekruten ausgehoben und eingedrillt werden, und bemerken, wie auch der reiche Araber jetzt seine Sommerfrische in den Bergen aufsucht. Vor allem aber zeigt das Gemisch der Religionen und Bekenntnisse die gewaltigen Bewegungen an, welche dieser Boden darin erlebt hat. Welche endlose Reihe von Erinnerungen taucht einem jeden auf, dem vergönnt ist, diese Lande zu durchstreifen. Welch heiligen Duft webt jetzt zumal über diese ganze Gegend das Andenken an den Menschensohn, der hier einst umherwandelte, und welche reiche Geschichte hat seit jenen Tagen bis in unser Jahrhundert dieses Land durchgemacht! Ueberall noch sind die Spuren der großen Vergangenheit zu entdecken, und namentlich legt auch der heutige Zustand mit seinem Völker- und Religionengemisch auf Schritt und Tritt Zeugnis ab von der einzigartigen Bedeutung, die bis in die Gegenwart Palästina für die Menschheit behauptet hat. Welch ein Unterschied ferner in den politischen Verhältnissen zwischen Salomos Zeit und unsern Tagen, wobei der Vergleich lange nicht immer zu Gunsten der Gegenwart ausfällt!

Das alles tritt einem recht lebhaft vor die Seele, wenn man dem wohlgemuten und unerschrockenen Reiter folgt. Zurlinden, ein Schweizer von Geburt, hat seine Ferien, die er an seiner Schule zu Beirut alljährlich genießt, zu den verschiedensten Streifzügen nach Süd, Ost und Nord benutzt. Zuerst, wie billig, zog es ihn hin nach Jerusalem, der Sehnsucht so manches Christen: von Beirut gings zur See nach Haifa, von dort landeinwärts nach Nazareth und Tiberias, dann durch Samarien hinauf gen Jerusalem, von wo aus das seltsame Kloster Mar Saba, ohne den Scheich von Abu Dis zu bemühen, dann Bethlehem und Bethanien besucht wurde. Nach holpriger Nachtfahrt bis Jaffa gings zur See nach Beirut zurück.

Im folgenden Jahre ritt er mit zwei Landsleuten über Libanon und Antilibanon nach der „Perle des Orients,“ dem „Auge des Ostens,“ nach Damaskus, von dem Muhammed bei seinem Rückzuge sagte, um sich zu trösten: „Dem Menschen ist nur ein Paradies bestimmt, und das meinige ist im Himmel.“ Auf dem Heimwege wurde den stolzen Trümmern der alten Sonnenstadt Baalbek ein Besuch abgestattet.

Am Neujahrstage 1885 finden wir den unermüdlichen und aufgeräumten Reiter in Haifa: von dort wagt er verwegen den einsamen Ritt an der phönizischen Küste vorüber an den Resten von Tyrus und Sidon nach Beirut, auf dem er dreimaliger Gefahr Leibes und Lebens glücklich entgeht.

Im Sommer sattelt er wieder und reitet nordwärts über Homs, Hama nach Apamea am Sumpfe des Orontes; da trifft er den rechten Orient und lernt die Sekten der Nosairier, Ismailier, Drusen und Metawile kennen. Zurück geht es von Homs nach Tripoli ans Meer und schließlich noch einmal in die Berge zu den Zedern des Libanon und der Maroniten. Unter gefährlichen Irrfahrten durch den Libanon erreicht er endlich glücklich die Sommerfrische der Beiruter, Brumana.

Diese dürre Reiseroute ist durch manch drolliges Erlebnis und manche ansprechende duftige Schilderung in dem Buche ausgefüllt; trefflich sind die türkischen Zustände durch vielfache feine Beobachtungen und Bemerkungen charakterisirt. Da lernt man in der That das orientalische Leben und Treiben kennen, das überall gut dargestellt ist, mag uns der Verfasser die Zustände am Karmel oder Szenen aus dem Beiruter Leben schildern, die Bedeutung der Quäkermission oder die Religiosität der Maroniten. Gewiß, der Vorredner des Büchleins hat Recht, wenn er sagt: „Ja, es ist ein reizendes Mitfahren auf dem mondbeleuchteten Meere oder den stillen Seen des gelobten Landes, ein lieblich Mitreisen durch Palästinas Gefilde und auf altberühmten Höhen des Libanon, ein belehrendes Mitwandern durch enge Straßen, hohe Tempel, fremde Städte oder heimatliche Kolonien, wo überall das »Einst« und das »Jetzt« traumhaft duftig sich in unsrer Seele mischen.“

Sind auch der Erinnerungen an Erzählungen und Schilderungen der Bibel nur wenige ausdrücklich namhaft gemacht, überall bieten sie sich von selber dem Leser dar, überall hat man die Empfindung: es sind muntere Randzeichnungen zu so manchem Worte der heiligen Schrift; es ist ein anschauliches Bild des orientalischen Lebens, das für Vergangenheit wie Gegenwart des Morgenlandes unsre Teilnahme erhöht. K M

Ein Praktikum über innere Mission

Die Unzulänglichkeit des theologischen Studiums der Gegenwart ist neuerdings Gegenstand mannichfacher Verhandlungen gewesen; Grund genug war dazu vorhanden. Niemand aber spürt diese Unzulänglichkeit wohl lebhafter, als der Vertreter der „praktischen“ Theologie: von diesem erwartet der Student Einführung in die direkten Aufgaben und Arbeiten seines nachmaligen Amtes, und doch empfängt er auch hier nur wieder Theorien und muß sich darauf einrichten, daß Praxis auch nur in der Praxis angeeignet wird. Wohl erhält er Anweisung, wie er Predigten arbeiten soll, kann auch etliche male im Seminar unter den Studirenden predigen — aber die Wechselwirkung mit der Gemeinde, mit deren Anliegen und Bedürfnissen kann ihm die Universität nun einmal nicht geben. Wohl empfängt er katechetische Regeln und darf sich auch einmal in einer Katechese versuchen — aber die Verantwortung für eine seinem Konfirmandenunterricht anvertraute junge Gemeinde kann ihm hier nicht geboten werden. Wohl kann er Vorträge über die Aufgaben und die Arbeitsgebiete der innern Mission hören — aber den Einblick in diese Arbeiten, die persönliche Erwärmung für dieselben vermag er doch nur dadurch zu erhalten, daß er ihre Anstalten kennen lernt, mit eignen Augen sieht und die persönlichen Eindrücke empfängt, die von der Arbeit selbst ausgehen.

Es war ein überaus glücklicher Gedanke, daß im vergangenen Jahre der Direktor der Anstalten des Rauhen Hauses in Horn bei Hamburg, J. Wichern, ältere Studenten und Kandidaten der Theologie auf vierzehn Tage in seine Anstalten einlud; hier wurden durch glückliche Verbindung von orientirenden Vorträgen und nachfolgender genauer Besichtigung die verschiedensten Zweige der innern Missionsarbeit dem jungen Theologen bekannt gemacht. Hamburgs zahlreiche Stiftungen und Anstalten gewährten ja einen reichhaltigen Ueberblick über das weite Arbeitsfeld. Die damals von jenem Kursus heimkehrten, waren voller Freude und Dankes über die hier empfangene Vervollständigung ihres theologischen Studiums. Andre größere Städte haben es alsbald

dem Direktor Wichern nachgemacht, wenn auch, wie es zu geschehen pflegt, dieser oder jener sich ärgerte, nicht selber zuerst diesen verständigen Gedanken angeregt zu haben. Es ist zu erwarten, daß auf dem betretenen Wege weitere Versuche nicht ausbleiben werden, daß man namentlich auch einen derartigen Kursus für jüngere Pastoren nicht wieder vom Programm absetzen wird. (Vgl. Nr. 2, S. 25.)

Da nun in diesem Jahre das Rauhe Haus nicht wieder einen gleichen Kursus einrichten konnte, so wurde kürzlich wenigstens ein Ersatz dafür versucht, und zahlreiche junge Theologen der Kieler Universität hatten den Gewinn davon. Am Morgen des 5. November führte der Frühzug ihrer eine stattliche Zahl nach Hamburg. Am Bahnhof erwartete sie schon ein Bruder des Rauhen Hauses und geleitete sie zu den ausgedehnten Anstalten, die aus den bescheidnen Anfängen hervorgewachsen sind, die einst Kandidat J. H. Wichern, der Vater des jetzigen Direktors, in „Ruges Haus" zu Horn mit wenig Mitteln, aber dem reichen Schatz starken Gottvertrauens und herzlicher Liebe zu den Aermsten gewagt hatte. Der Direktor empfing die Gäste und wurde ihnen fünf Stunden hindurch der Führer, der mit unermüdlicher Bereitwilligkeit einen Arbeitszweig nach dem andern zeigte und erklärte, und der dafür Sorge getragen hatte, daß ein möglichst reichhaltiger Einblick in Arbeit, Organisation und Leistungen der Anstalten ermöglicht wurde. Tief haben sich den Beschauern die wechselnden Bilder eingeprägt, die es hier zu schauen gab. Die Familienhäuser für verwahrloste Knaben mit ihrer Ordnung und Sauberkeit, die Schlafsäle mit der Fürsorge für Luft, Licht und beaufsichtigender Obhut; die Werkstätten für die Ausbildung zahlreicher Lehrlinge; die Pensionsanstalt für Söhne höherer Stände, die ihren Eltern in der Erziehung Schwierigkeiten bereiten; der Betsaal mit seinen Erinnerungen an den alten Wichern; das Schulgebäude mit seiner würdig geschmückten Aula; die Exerzirübungen verschiedner Knabenabteilungen und die musterhaften Turnübungen im Turnsaale; der prächtige Chorgesang des kleinen Anstaltschors mit seinen frischen Stimmen, seinen herrlichen geistlichen und seinen fröhlichen weltlichen Liedern; der Posaunenchor der Brüder, der uns unter anderm mit Händels gewaltigem Jerichomarsch erfreute; die Uebungen der Anstaltsfeuerwehr, bei der die Schlosserlehrlinge so flink und so prompt auf dem Platze erschienen; die Kerbschnitzarbeiten der Pensionäre, eine treffliche, Hand, Auge und Geist zugleich bildende Beschäftigung der Freistunden; der Schriften- und Bilderverlag der Agentur des Rauhen Hauses: so drängte sich Bild an Bild; aber aus dem großartigen Betriebe leuchtete uns das verklärte Bild des alten Wichern entgegen mit der Unterschrift: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat." Auch leiblich von christlicher Gastfreundschaft reichlich erquickt, verließen wir mit dankbar bewegtem Herzen diese Segensstätte: wir hatten etwas geschaut von den Lebensmächten, die den Kampf führen gegen soziale Not und gegen die Mächte des Abgrundes unsrer Zeit, und wir hatten so viel fröhliche Christenleute gesehen, daß uns darüber das apostolische Wort greifbar geworden war: „Der in euch ist, ist größer, denn der in der Welt ist."

Aber das Programm des Tages war noch nicht beendet. Hinein gings nach Hamburgs Vorstadt Hammerbrook. Dort erhebt sich seit kurzem ein stattliches Haus, das die Stadtmission erbaut hat. Pastor Lindner und der Hausvater empfingen uns mit freundlichem Willkommen, und nun gab uns der Leiter der Hamburger Stadtmission ein lehrreiches Referat über die Organisation und die Thätigkeit dieser Gehilfin des Predigtamtes in unsern großstädtischen Riesengemeinden. Fragen, die wir stellten, gaben Anlaß zu weiterer Belehrung über das Verhältnis der Stadtmission zum kirchlichen Amt, über die Sonntagsschularbeit derselben, über Schwierigkeiten und Erfolge ihrer Arbeit. Wir freuten uns an dem stattlichen Betsaal, der hier gewonnen ist, und durften dann einen Blick in die hier stationirte Krippe für die kleinen Kinder der Fabrikarbeiterfrauen thun, die hier ihre Kleinen treuer Diakonissenpflege übergeben, um selber mit ihrer Arbeit dem Manne verdienen zu helfen. Und weiter gings, aus der Arbeitervorstadt ins Kaufmannsquartier hinein, wo uns im Vereine junger christlicher Kaufleute „Excelsior" freundlicher Empfang zu Teil ward. Auch hier war für einen orientirenden Vortrag gesorgt. Behagliche, komfortabel eingerichtete Räume thaten sich uns hier auf, Versammlungs-, Lese-, Billardzimmer, ein stets geöffnetes Heim für junge Kaufleute, die, weil ohne Familienanschluß, sonst den Gefahren der vergnügungssüchtigen Großstadt preisgegeben wären. An jedem Abend wird den hier Einkehrenden auch etwas an geistiger Speise geboten, seis ein Vortrag, seis Musik, seis gemeinsame Lektüre, seis Debatte über mancherlei Tagesfragen, regelmäßig aber auch eine ganz kurze Abendandacht, die eins der Vorstandsmitglieder übernimmt. An diesem Abende waren es z. B. drei Basler Missionare, die vor ihrer Abreise nach Afrika hier einkehrten und durch Erzählungen von dem, was sie draußen erwartete, und dem, was sie bewog, hinauszuziehen, Anregung ernstester und beweglichster Art boten. Der Verein ist in dieser seiner jetzigen Gestalt noch jung, bedarf noch einer weiteren Verbreitung in den Kreisen, denen er Halt bieten soll, und tieferen Einwurzelns in seinen neuen Aufgaben, hat aber sicherlich eine hochbedeutsame Mission unter den Standesgenossen, denen er dienen will. Je mehr er es lernt, eine gesunde christliche Geselligkeit zu pflegen, je weitherziger (im evangelischen Sinne des Wortes) er seine Aufgabe zu fassen weiß, umso bedeutender und gesegneter kann seine Wirksamkeit werden.

Doch ehe unsre Schar in später Abendstunde in die gastlichen Räume des Excelsior zurückkehrte, um hier die Basler Missionare zu hören, galt es noch den jüngst verwaisten Anstalten des seligen Pastors Rinck die Schritte zuzuwenden. Auf Valentinskamp kehrten wir im „Diakonissenheim" ein. Einer der jungen Gehilfen an den Rinckschen Anstalten zeichnete hier in kurzen Zügen das Bild der Schaffenskraft dieses hochbedeutenden Pastors der St. Ansgariikapelle, dessen von weitesten Kreisen schmerzlich empfundener Heimgang in diesen Blättern bereits Erwähnung gefunden hat. So führte uns das Ende unsers Rundganges wieder das Bild eines der gewaltigen Neubegründer vor Augen, deren unsre evangelische Kirche dieser Zeit doch eine stattliche Zahl mit stolzer Freude und mit Dank aufzuführen hat. Wichern und Rinck — was für persönliche Glaubensenergie, was für Heiligung und Verklärung gewaltiger natürlicher Gaben für den Dienst des Reiches Gottes liegt in diesen beiden Namen beschlossen! Und was ists wert, wenn dem jungen Theologengeschlechte ein unmittelbarer Eindruck von dem Wirken und der Leistung solcher Zeugen Jesu Christi vor Augen geführt werden kann!

Nicht wahr, ein reicher Tag, den wir da in Hamburg gemeinsam durchlebt haben! Wohl waren Füße und Augen schließlich müde geworden von der Bewegung und dem bunten Wechsel dieses einen Tages. Aber davon waren wir alle lebhaft durchdrungen, daß wir ein Praktikum über innere Mission an diesem Tag bekamen, das unvergeßliche Eindrücke zurücklassen werde. Unser Dank für die Reichhaltigkeit des Empfangenen aber gebührt dem Manne, der mit größter Sorgfalt das Programm dieses Tages zugerüstet und alles für unsern Empfang, unsre Leitung, unsre Belehrung zubereitet hatte — Herrn Direktor J. Wichern. G K

Römisches und Polemisches

(Ein fünfzigjähriger Gedenktag) Die Germania schrieb am 19. November — der gesperrte Druck rührt von ihr selbst her —:

„Morgen werden es fünfzig Jahre, daß der glorreiche Erzbischof und Bekenner Clemens August mit bewaffneter Hand von der preußischen Regierung aus seiner Residenz abgeführt wurde nach der Festung Minden. Diese That des 20. November 1837 war der Wendepunkt des ersten großen preußischen Kulturkampfes dieses Jahrhunderts. Der große Erzbischof hatte das im Augenblick seiner Verhaftung mit in die Worte gekleidet: „Gott sei Dank, jetzt braucht man Gewalt!" Was in diesen Worten sich ausdrückte, war das Gefühl der Erleichterung gegenüber dem bis da von der Regierung geführten schleichenden Kulturkampf der Intriguen, des Diplomatisirens, der moralischen Folter. Und es war zugleich die Vorahnung des Triumphes, welcher einem klaren, opferfreudigen, festen Idealismus gegenüber der rohen Gewalt sicher ist. Daher ist jenes Wort sprichwörtlich geworden für ähnliche Situationen, und hat auch in den verflossenen fünfzig Jahren gar oft in und außer Deutschland seine Bestätigung erhalten.

„Von jener That in Köln ging eine Erneuerung des kirchlichen Lebens aus für Deutschland, und sie wirkte auf die ganze katholische Welt. Was die Katholiken Deutschlands im letzten Kulturkampf zu leisten imstande waren, verdanken sie nicht am wenigsten dem großen Erzbischofe, dessen höchster Ehrentag am morgigen Sonntag gefeiert wird, wie die Ehrentage der Märtyrer die Tage sind, wo sie in den Tod gingen und die Welt anscheinend über sie triumphirte!"

Das Wiener Vaterland schrieb schon früher in einem Artikel „Zum Jahresgedächtnis der Gefangennahme des Erzbischofs Clemens August von Köln" unter anderm dies:

„Erst dann, wenn jeder Katholik weiß, daß es seine dringende und unabweisliche sittliche Pflicht ist, den Moralgesetzen der Kirche ihre Geltung, wie in seinem Privatleben so auch in Staat und Gesellschaft zu erringen, nicht nur für sich selbst, sondern auch für alle diejenigen — Arm und Reich —, die mit ihm die gleiche staatliche Gemeinschaft teilen [also auch für uns Protestanten!]: erst dann ist das katholische Christentum wohl befestigt, lebensvoll, alle Verhältnisse durchdringend und damit gegen jeden frivolen Angriff und gegen jedes Einschlafen im Bewußtsein der Gläubigen gesichert.

„Und, irren wir nicht — dieser Stufe ist die Gegenwart im Begriffe den Katholizismus gerade jetzt festen Schrittes entgegenzuführen. . . ."

Inhaltschwere Sätze! Sie enthüllen den Welteroberungsplan, den die römische Kirche durchzuführen im Begriffe steht, in seiner ganzen Entschiedenheit. Was aber den Erzbischof Clemens August angeht, so ist vielleicht manchem Leser mit einem Hinweis auf das kleine Schriftchen gedient, welches das 11. Heft der Sammlung „Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins" bildet: „Der Kirchenstreit der dreißiger Jahre" (Barmen, Klein; 10 Pf.). R

(Aus dem Murgthal) Am 23. Oktober war in Weißenbach, einem katholischen Dorfe des badischen Murgthals, vierhundertjähriges Kirchenjubiläum. Der Festredner sprach von der alten Zeit und rühmte: „wie die Bevölkerung bei allen Anfechtungen ihrem katholischen Glauben treu geblieben sei." Das that den Zuhörern natürlich wohl und sie konnten sich ihre Väter als fromme Märtyrer denken.

Nun ist aber die Sache umgekehrt so: der Ort hatte mit allen Orten des Thales die Lutherische Reformation angenommen, und niemand hatte beim alten Glauben bleiben wollen. Aber sechsundsechzig Jahre später wurde der größere Teil des Gebietes dem evangelischen Grafen von Eberstein entrissen und mit Strafen gegen jeden vorgeschritten, der noch eine evangelische Predigt besuchen würde. Vergeblich baten manche Ortsbehörden, sie bei der evangelischen Religion zu lassen. Sie mußten den Widerstand aufgeben. Wer hat also Anfechtung erduldet, die katholische oder die evangelische Kirche? A E

(Was bedeutet der römische „Bischof"?) Zu dem, was neulich unter der Ueberschrift: Was bedeutet der römische „Priester"? mitgeteilt

worden ist, giebt Fürstbischof Georg (Kopp) von Breslau, der am 19. Oktober in seiner Residenz unter Entfaltung größten Pompes „inthronisirt“ worden ist, in seinem Hirtenbriefe eine willkommene Ergänzung. Er sagt uns, was ein römischer Bischof zu bedeuten hat, und meinten wir, daß die Würde des Priesters kaum überboten werden könnte (vgl. Nr. 44, S. 430), so werden wir jetzt eines Bessern belehrt.

„Auch das Priestertum ist eine göttliche Einrichtung, wie Papsttum und Episkopat, aber in Abhängigkeit vom Bischof und in seinen Vollmachten beschränkt. Die Fülle des Priestertums besitzt der Bischof, übt der Bischof.... Gewiß, auch der Priester vollbringt das heilige Opfer des Altars in geheimnisvoller Erneuerung des Opfers, welches die Welt erlöst hat. Aber wer hat ihm diese Macht gegeben? Der Bischof schafft die Priester, und der Bischof allein schafft sie und erhält so die Fruchtbarkeit der Kirche. Und wenn alle Priester der ganzen Welt ihre Hände auf das Haupt des jungen Leviten legten, sie würden ihn nicht zum Priester machen.... Auch der Priester übt das Lehramt. Gewiß, geliebte Diözesanen, sein Wort kommt vom Himmel; es ist das Wort Gottes selbst, das uns die Geheimnisse der Gottheit enthüllt. Allein der Bischof ist der erste Verkündiger der Wahrheit, er ist der eigentliche Hüter derselben. »Bewahre die Hinterlage des Glaubens!« so ist ihm aufgetragen. Nur in seinem Auftrage verkünden sie auch die Priester; von ihm empfangen sie die Vollmacht dazu. Der Bischof aber hat sie von Christus empfangen; er ist der von Ihm eingesetzte Hüter des Glaubens und zugleich Zeuge, wenn es gilt, die kirchliche Ueberlieferung festzusetzen.“

Was mag nun erst der römische „Papst“ bedeuten?

(Katholischer Festgruß zum Papstjubiläum) Der in Innsbruck erscheinende, von Jesuiten herausgegebene „Sendbote des göttlichen Herzens Jesu“ erscheint für Dezember im Festgewande: rote Randleisten rahmen die einzelnen Seiten ein, ein vortreffliches Bild des „Jubelgreises im Vatikan“ füllt die dritte Seite. Dies Bild trägt die Unterschrift: „Siehe, ein hoher Priester, der in seinen Tagen Gott gefallen hat, und gerecht erfunden und zur Versöhnung geworden ist in der Zeit des Zornes.“ Voran geht auf der ersten Seite ein Festgruß. Lumen de cœlo (Licht vom Himmel), so ist er überschrieben. Diese Ueberschrift erklärt sich aus der sogenannten Weissagung des Malachias, einer im Jahre 1590 entstandenen, dem schottischen Erzbischof Malachias († 1148) zugeschriebenen Weissagung, in welcher die Päpste von Cölestin II. (1143) bis zum Ende der Welt, 111 an der Zahl, durch kurze Devisen charakterisirt werden. Auf Leo XIII. fällt Nr. 102: Lumen de cœlo. Man hat bereits gemeint, auch bei Leo XIII. passe — gleichwie bei einigen andern Päpsten — zufällig einmal, was der „Prophet“ orakelt hat, da Leo ein Gestirn im Wappen führe. Der Sendbote giebt in seinem Festgruß eine bessere Deutung:

Leo, Licht vom Himmel leuchtend
All den Zagen und den Matten,
Licht der Wahrheit, ferne scheuchend
Finsternis und Todesschatten.
Leo, Licht zum Himmel weisend
Aus dem gottvergessnen Irren!
Mit den Strahlen reiner Lehre
Lösend unsrer Zweifel Wirren.
Leo, Licht am Himmel lächelnd,
Liebend deine Gaben spendend,
Geist und Sitte neu belebend
Und den Kampf zum Frieden wendend.
Leo, Licht im Himmel, einstens
Wirst du bei den Sternen glänzen
Nach der Arbeit Segensjahren,
Nach der Erde Jubelkränzen.
Wenn nach treuem Thun und Dulden
Schlägt die seligste der Stunden,
Wenn der Löwe hat gesieget,
Wenn das Lamm hat überwunden.

Auf Lumen de cœlo folgt in der Weissagung: Ignis ardens. Ein geistreicher protestantischer Kirchenhistoriker machte dazu vor acht Jahren die Bemerkung: Diese Devise könnte sich in dem Kardinal „Hohenlohe“ erfüllen — „wenn ein deutscher Papst zu dieser Zeit möglich wäre“; dem „Dichter“ der Leoliedes liegt es gewiß näher, an Luk. 9, 54 zu denken. Wir aber übersinnen trauernd das Wort des Herrn Luk. 9, 55: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?“ — Die Römlinge wissens freilich nicht. L

(Jesuitismus und Katholizismus) Eine Studie gewidmet den Freunden des Evangelischen Bundes von Pfarrer Eisele. (Halle, 1888; Eugen Strien; 380 S.; 4 Mk.) Noch immer ist die Zahl der vertrauensseligen Protestanten und Katholiken groß, welche es nicht glauben wollen, daß die gegenwärtige katholische Kirche vollständig jesuitisirt sei. Solchen empfehlen wir die vorliegende vortreffliche Arbeit eines gelehrten württemberger Pfarrers. Derselbe giebt eine Darstellung des Jesuitenordens, seiner Geschichte und seiner Geschicke, seiner Moral und seiner Pädagogik und vor allem seines immer wachsenden Einflusses auf die offizielle römische Kirche, bis diese vollständig vom Jesuitismus beherrscht ist. So kommt er zu dem nicht anders zu erwartenden Ergebnis: Unter dem unheilvollen Pontifikat Pius IX. wurde die völlige Jesuitisirung der römischen Kirche durchgeführt. Wir dürfen darum vor der Erklärung nicht zurückschrecken: alle Anklagen, alle Vorwürfe, die wir gegen den Jesuitismus erhoben haben, treffen auch die mit Syllabus und Vatikanum von sich selbst abgefallene Kirche. Da stimmt denn auch einmal ein evangelischer Pfarrer mit der „Eichsfeldia“ überein, die in Nr. 104 vom 13. September d. J. sagte: „Daß es für »Jesuitismus,« für »Ultramontanismus« und »Romanismus« keine andre Definition giebt, als die Zugehörigkeit zu der von dem unfehlbaren Oberhaupte, dem Papste geleiteten katholischen Kirche, ist offenkundig.“ Ist dem aber so, so können wir dem Verfasser nur beistimmen, wenn er in der römischen Kirche nicht mehr die „Schwesterkirche,“ sondern den ärgsten Feind unsrer Kirche sieht und zu energischer Gegenwehr auffordert. Das Buch ist den Freunden des Evangelischen Bundes gewidmet: möge es demselben viele Freunde erwecken. P B

(Jesuitenspiegel von Harleß) Ein altes Büchlein wirbt um neue Freunde. Es führt den Titel: „Jesuitenspiegel, oder: Hat man Ursache, sich vor den Jesuiten zu fürchten?“ (Erlangen, Andr. Deichert; 80 Pf.) A. v. Harleß, weiland bairischer Oberkonsistorialpräsident, hat es im Jahre 1839 geschrieben. Nach beinahe fünfzig Jahren erscheint es jetzt von neuem auf dem Büchermarkte. Niemanden wird das wundern, der Charakter und Geschicke des Büchleins kennt. Harleß, damals noch Professor in Erlangen, schrieb in echt Lutherischer Entrüstung das Buch, als der römische Minister Abel am Ruder war und die ihm ergebene römische Partei das Baiernvolk am liebsten nach jesuitischer Schablone regiert gesehen hätte. Harleß' Wort wirkte dermaßen, daß das Buch in Baiern konfiszirt wurde. Also selbst einem Professor und nachmaligen Präsidenten der höchsten Kirchenbehörde mußte solches passiren. Uebrigens wurde bei der Konfiskation nichts erbeutet, da bereits der Vorrat der Auflage nach Leipzig auf Lager geschickt und der Vertrieb einer Altenburger Firma übergeben worden war. Diesem Umstande ist es zu danken, daß heute der Verleger das einst in Baiern konfiszirte Buch noch in einigen hundert Exemplaren anbieten kann.

Schonungslos deckt Harleß die Schliche und das Treiben der Jesuiten auf. Seine Deduktionen sind so zwingend, daß wir es erklärlich finden, wenn den Liebhabern der Jesuiten dies Buch höchst unbequem war. Mit der Frage: „Haben wir Ursache, uns vor den Jesuiten zu fürchten?“ wendet sich der Verfasser an die Adresse der Münchener Historisch-politischen Blätter, die einst gesagt hatten: „Nur Schwachköpfe fürchten sich vor den Jesuiten.“ Allerdings, meint Harleß, ist nicht zu befürchten, daß die Jesuiten die Kinder von Juden und Calvinisten wegnehmen und wider den Willen der Eltern taufen. Auch schützt dagegen die Polizei, daß die hinderlichen Rechte der Eltern durch Deportation derselben beseitigt werden, wozu frühere Jesuiten rieten. Ebenso wenig ist zu befürchten, daß die Jesuiten sich ganz unerhörte, widerrechtliche und unnatürliche Eingriffe und Uebergriffe in die protestantische Kirche erlaubten. Dafür ist der Jesuitenorden und seine Geschichte zu bekannt; „es steht seine Gesinnung in mehr denn hundert Folianten als an ebenso viel Schandpfählen zu kenntlich noch heute da, als daß nicht jeder gute Protestant ihm nur mit Verachtung den Rücken zukehren müßte. Aber wer sich vor den Jesuiten zu fürchten hat, das ist das Gemeinwesen, der tägliche Verkehr, Handel und Wandel, Kläger und Richter, gleichviel ob in katholischem oder protestantischem Lande. Die jesuitische Heiligung der Lüge und des Meineids legt Hand an die Wahrheit und Giltigkeit des Gesetzes und an die Grundlagen des Unterthanengehorsams. Wenn eine derartige Moral in das Volksleben hineingeleitet wird, so wird das nicht bloß von beschränkten Köpfen für staatsgefährlich erklärt werden.“ Das Bild von den Jesuiten hat nicht etwa der Verfasser erfunden, sondern er hat es aus den Folianten der Jesuiten selbst zusammengestellt. Ihre Lobredner mögen in denselben die zahlreichen Belegstellen nachschlagen und forschen, ob dieser Jesuitenspiegel richtig ist. Vielleicht stimmen sie dann mit in das Schlußwort ein: „Gott behüte uns vor den starken Geistern, welche sich vor den Jesuiten nicht fürchten!“ P B

(Aus dem Tagebuche eines konvertirten Priesters) Unter diesem Titel bietet der Verfasser, welcher früher dreizehn Jahre lang dem katholischen Priesterstande angehörte, seit nahezu siebzehn Jahren aber Pfarrer einer evangelischen Diasporagemeinde in den Rheinlanden ist, ein ansprechendes Bild seines inneren Lebensganges bis zu seinem Uebertritt in die evangelische Kirche. In ergreifender Weise schildert er, wie er in selbsterwählten und vom Beichtvater ihm auferlegten „Entsagungen, Abtötungen, Kasteiungen und Selbstverleugnungen“ sich abmühte, um jahrelange innere Unruhe los zu werden und zu Licht und Frieden zu gelangen. Wohl fühlte er sich bei dem den Sinnen schmeichelnden Kultus der römischen Kirche oder wenn er im Meßdienst die geweihte Hostie und damit „Gott selbst“ in den Händen trug, oft in heiligen Gefühlsschauern über die profane Wirklichkeit zum Himmel erhoben, aber nur um bald wieder in starre Verzweiflung zu versinken und von den Schrecken des Fegfeuers und der Hölle gepeinigt zu werden. Man darf auf den Verfasser Luthers Wort anwenden: er war im Papsttum „ein Wollender und Laufender, aber er kam je länger je weiter davon,“ nämlich von Gott und der Heilsgewißheit. Doch die Gnade ließ ihn den rechten Weg finden, der auch für ihn lautete: „Allein durch den Glauben an Christum wirst du fromm, gerecht und selig, aus lauter Gnade, ohn all deine Werke und Verdienst.“ Den letzten äußern Anstoß zum Uebertritte gab dem Verfasser die päpstliche Unfehlbarkeitserklärung; dem Altkatholizismus schloß er sich nicht an, weil er nicht „auf halbem Wege“ stehen bleiben wollte.

Einen besondern Wert gewinnt das Werkchen durch die eingeflochtene volkstümliche Darstellung der wichtigsten Unterscheidungslehren. Er nennt die Abirrungen der römischen Kirche beim rechten Namen: den Ablaß, so wie er thatsächlich geübt wird, eine Vermögens- und Einkommensteuer (S. 37), die römische Lehre vom Verdienst eine direkte Anleitung zu Werkgerechtigkeit und Hochmut (S. 15), das Fegfeuer ein vortreffliches

Mittel, die Masse einzuschüchtern und dadurch zu regieren (S. 34) u. s. w. Aber dabei redet er doch über diese Dinge mit leidenschaftsloser Ruhe, getragen vom Geist der Liebe, die nicht erbittert. Er nimmt wiederholt die römische Kirche in Schutz gegen irrige Anschauungen, welche über einzelne ihrer Lehren beim evangelischen Volke sich manchmal finden (S. 14, 31); er rühmt die ungewöhnlich großen und vielseitigen Anstrengungen, die Rom macht, um seine Bekenner zum Himmel zu führen, freilich — vergebens (S. 13). Kurz, die Art und Weise, wie der ehemalige römische Priester dem Gebot der „Wahrheit in der Liebe" gerecht wird, dünkt uns mustergiltig für jeden, der in den konfessionellen Fragen der Gegenwart durch Wort oder Schrift mitthun will.

Wir empfehlen die „Tagebuchblätter" besonders denjenigen unsrer evangelischen Glaubensbrüder, denen es der reiche römische Gottesdienst mit seinen den natürlichen Menschen bezaubernden Zuthaten angethan hat, oder die sich durch die scheinbar großartige Einheit und Einigkeit im römischen Lager imponiren lassen, sodaß sie, ihrer Kirche innerlich mehr oder weniger entfremdet, dem römischen Versucher nicht mit der nötigen Glaubensfestigkeit begegnen können. Die schlichten „Tagebuchblätter des konvertirten Priesters" werden sie gründlich heilen.

Das Buch ist bei Fr. Richter in Leipzig erschienen und kostet 1,50 Mk. E

Aus Italien

(Lockmittel für Abonnenten) In Padua erscheint seit einigen Jahren eine katholische Zeitung, welche den Titel trägt: „Der Heilige von Padua." Gemeint ist S. Antonio, der in genannter Stadt einen berühmten Dom hat, im übrigen in ganz Italien zahlreiche Kirchen besitzt. Besagte Zeitung publizirt soeben ihr Programm. Sie hat z. B. den lobenswerten Zweck, das Leben jenes Heiligen darzustellen, sowie die Geschichte seiner Zeit; sie will „kritisch" die Werke des Heiligen behandeln, will seine Schriften, sowie diejenigen vieler Kirchenväter publiziren. Der Preis eines Abonnements für ein Jahr ist 5 Lire. — Nun kommts. Wir erfahren am Schluß die Vorteile der Abonnenten. — Also Vorteile? Nach deutschen Begriffen bestehen letztere in der Lektüre der betreffenden Zeitung; aber in Italien ist es anders, da haben die Leser Extravorteile. Man höre und staune: die Abonnenten werden als solche Mitglieder des S. Antonio-Vereins. Das ist gewiß nicht zu verachten; denn, wie es weiter heißt, sie haben den Nutzen einer Messe, welche monatlich am Altar des h. Antonio gelesen wird, ferner kommen ihnen zu Gute fünfzig Messen im Laufe des Jahres. — Schließlich heißt es: „Andre spezielle Vorteile werden wir von dem erhabenen Erbarmen Seiner Heiligkeit Leos XIII. erbitten."

Dem Leser erscheint obiges unglaublich? Vor Jahren las Schreiber dieses eine ähnliche Annonce über „Vorteile der Abonnenten," bestehend in Messen, und seitdem hat derselbe solche Ankündigungen wiederholt gelesen! T

(Siebenunddreißig goldne Becher) Wohl dem, der so viele zu fordern hat, wohl dem, der sie in Wirklichkeit erhält. — Die Sache hängt so zusammen: Kürzlich brachten Zeitungen die Nachricht, daß die königliche Familie in Rom beabsichtige, dem Papste zur „goldnen Hochzeit" einen goldnen Becher zu schenken. Alsbald stieß die hochultramontane Zeitung Unità cattolica ins Horn und behauptete, der König von Italien schulde dem Papst siebenunddreißig goldne Becher, jeder Becher im Werte von 10 000 Lire. „Im Jahre 1851 wollte die Regierung des damaligen Königreichs Sardinien nicht anerkennen, daß das königliche Haus Savoyen die Pflicht habe, jährlich am Feste St. Petri und Pauli dem Papste als Tribut einen goldnen Becher zu überreichen. Und doch sind die Fürsten des Hauses Savoyen Vasallen des päpstlichen Stuhles, der ihnen ein Stück des Kirchenstaates zu Lehen gab, ein Rechtsverhältnis, welches Benedikt XIV. im Jahre 1741 genehmigte. Ueber jene Weigerung hat sich Pius IX. beklagt, aber vergeblich. Seit siebenunddreißig Jahren hat der Stuhl Petri jenen Tribut nicht erhalten, folglich schuldet das Königshaus Savoyen jetzt dem Papste siebenunddreißig Becher. Diese muß der König Umberto dem letztern leisten, und dann hat die Regierung dem Papste noch ganz andre Dinge auszuliefern, nämlich den Kirchenstaat." — So schreibt die kampffreudige Unità cattolica. Der Leser meint, es handle sich um einen Scherz? Mit nichten. Die Sache ist ernstlich gemeint, und die gesamte katholische Presse bläst dasselbe Horn.

Bei diesem Anlaß sind wir in der angenehmen Lage, die historischen Kenntnisse der Unità cattolica zu erweitern und sie darauf hinzuweisen, daß dem Papste noch andre Tribute ausstehen. — Früher hatte der König von Neapel jährlich am St. Peter- und Paulstage dem Papste ein weißes Roß zu senden, beladen mit 8000 Dukaten. Das war der Tribut eines Vasallen, der bis 1751 faktisch geleistet wurde. Von da an fanden es die übrigens sehr katholischen Herrscher Neapels für besser, die Tributsendung aufhören zu lassen, und so geschah es trotz Fordern des Papstes. Was nun jenes Maultier betrifft, so ist die Geschichte desselben recht kurios. Dasselbe nämlich wurde in feierlichem Zuge, mit Gold beladen, von dem Botschafter besagten Königs bis in die St. Peterskirche hineingeführt und dort dem Papste feierlich übergeben. Allerlei andre Feierlichkeiten fanden bei dieser Tributleistung statt. So z. B. wurden Kanonenschüsse von der Engelsburg abgefeuert; der Zug der Gesandten war glänzend; am Abend wurde die St. Peterskuppel illuminirt, und der Populus Romanus hatte Genüsse an Gaben, an Wein und andern Dingen, welche an die Fleischtöpfe der Cäsarenzeit erinnerten. Da nun besagter Tribut aufhörte, folglich auch die Festlichkeiten, fühlte sich der Populus Romanus in seiner Würde sehr verletzt und stellte sich auf die Seite des Papstes, als dieser in einem Breve sagte, er werde den König von Neapel schon dazu bringen, seine Pflicht zu erfüllen. Wie wütend der Populus Romanus damals war, erhellt aus der Thatsache, daß man dem Gesandten Neapels drohte und die in Rom wohnenden Neapolitaner übel behandelte.

Wir raten also der Unità cattolica, nochmals die Lärmtrommel zu rühren und zu behaupten, daß der jetzige König von Italien schuldig sei, dem Papste jenen rückständigen Tribut von etwa rund hundert Jahren zu entrichten, also hundert weiße Rosse und dazu 800 000 Dukaten in Gold. Ist dieser Tribut entrichtet, so findet sich weiteres von selbst. T

(Ein Kirchenraub) Kirchenraub ist in Italien nicht selten, und wir berichten einen speziellen Fall nur deshalb, weil andre Dinge damit zusammenhängen. Soeben lesen wir in einer klerikalen Zeitung folgendes: „Gestern bemerkte der Pfarrer der Kirche Sta. Anna del Refugio, daß die Nische der Statue der heiligen Anna durchbrochen war, und sah alsbald, daß an den Fingern der Statue dreißig goldne Ringe und an dem Halsband hundert goldne Ringe fehlten. Die Polizei erhielt Meldung, und ward angeordnet, daß ein Inventar der Votivgegenstände aufgenommen werde."

Sta. Anna ist eine der populärsten Heiligen in Neapel; ihr „Fuß," eine berühmte Reliquie, wird an ihrem Feste von wohl 30 000 Mündern alljährlich geküßt; ihre Statue sieht man in allen möglichen Kirchen, stets in einem Glaskasten, wie denn überhaupt die Kirchen des südlichen Italiens mit solchen Kästen und lebensgroßen, buntgekleideten Figuren darin verunstaltet sind. Der heiligen Anna, der Madonna 2c. werden nun infolge von Gelübden Kostbarkeiten verehrt, die man der Figur so nahe als möglich bringt. Es ist dies ein Zug echt antik-heidnischen Lebens. Der Römer brachte seine Votivgabe der Statue sehr nahe, damit die Gottheit jene Gabe bemerke. Er identifizirte also die Statue mit der Gottheit. So ist es geblieben bis heute.

Kürzlich sah ich in einem Glaskasten die Statue des gegeißelten Christus und bemerkte an allen Fingern desselben goldne Ringe, die Gabe von solchen, die ein Gelübde lösten. In der Nähe einer Madonnenstatue sah ich eine Menge goldner Uhren 2c. Sind solche Dinge aus edlem Metall, so kommen sie der Statue nahe; sind sie aber aus wertlosem Stoff, so hängen sie an der Wand. Der Arme kann natürlich keine goldne Uhr bringen, er bringt einen Gegenstand von Wachs (Beine, Arme, Ohren, Finger, Herzen, Kindlein, Köpfe, Hände 2c. 2c.); aber diese Wachssachen dürfen nie mit dem Heiligen in Berührung kommen. Der heilige Cirio ist ein großer Heiliger, was Krankheiten anbetrifft; er duldet aber an seinem Halse, seinen Armen, Fingern 2c. nur silberne und goldne Votivgliedmaßen. Der heilige Biagio (Blasius) ist der Santo für die Kehlkrankheiten; aber er leidet nicht, daß die aus Wachs gebildeten Kehlen ihm nahe kommen. An seinem Halse sah ich Kehlen von Silber. Erst kommen die Reichen, dann die Armen. Warum sind die Armen nicht reich? — Die Gunst der Götter muß man mit Gaben erwerben, und natürlich sind die goldnen besser, als die von Wachs.

In der Nähe einer Madonna sah ich kürzlich eine Photographie befestigt, eine sehr moderne Votivgabe. In einer Kirche zu Massa hatte ein Mädchen ihren Haarzopf zu Ehren der Madonna aufgehängt. T

(Ein einsamer Posten) ist der Lehrstuhl des Professors Mariano in Neapel, welcher dort Religionsgeschichte, speziell Kirchengeschichte dozirt. Es ist dies der einzige Lehrstuhl dieser Art im gesamten Königreich, wo an sämtlichen Staatsuniversitäten die theologischen Fakultäten deshalb aufgehoben sind, weil keine theologischen Studenten die Universitäten besuchten. Wie sollte auch die römische Kirche ihren zukünftigen Geistlichen nach Konstituirung der Italia unita erlauben, eine Staatsuniversität zu frequentiren? An italienischen Universitäten ist es Brauch, daß ein Professor bei Beginn des neuen Studienjahres in einer besondern Vorlesung das Programm seiner kommenden Vorträge entwickelt. Wir wohnten diesem Vortrage des Professors Mariano bei und hörten zu unsrer Freude ein ebenso scharfes Urteil über das Papsttum und die römische Kirche, als ein warmes Zeugnis für die evangelische Kirche. Wir verließen den Hörsaal mit dem wohlthuenden Eindrucke der Thatsache, daß an der katholischen Universität der erzkatholischen Stadt Neapel wohl zum ersten male ein solches evangelisches Zeugnis durch einen Universitätslehrer laut geworden ist, und dachten daran, daß diese uralte Universität von dem deutschen Kaiser, dem Hohenstaufen Friedrich II., gegründet worden ist, der mit Wort und That die Anmaßung des Papstes zurückwies. Die Universität Neapel, an der einst Thomas von Aquino „für eine Unze Goldes als Monatsgehalt" lehrte, hat jetzt über viertausend Studenten. T

Bücher und Schriften

(Familienbibel) Die in Nr. 8 empfohlene Glarner „Familienbibel" ist seit dem 20. November nicht mehr durch Pfarrer Heer-Betschwanden, sondern durch Pfarrer Joh. Schmidt-Luchsingen (Kanton Glarus) zu beziehen. Wohlfeile Ausgabe: 1,25 Frs. (mit Karte 1,35, mit Goldtitel 1,50); elegante Ausgabe 4,30 Frs. Die erste Auflage von 20 000 Exemplaren ist schon beinahe verkauft, eine zweite in Vorbereitung. Denjenigen, welche nicht haben begreifen wollen, wie wir einen solchen „Bibelauszug" warm begrüßen konnten, empfehlen wir die Schrift von Heer: „Zweck einer Familienbibel" (Glarus, Bäschlin, 1887; 2. Aufl.; 43 Seiten, wozu 16 Seiten Anhang: Probebogen der Familienbibel; 1 Mk.).

(Zur Erinnerung an Gerhard von Zezschwitz) So lautet der Titel einer kleinen Schrift, die als „eine anspruchslose Gabe aus dem Hause insbesondre für seine jungen Freunde und Schüler“ dargeboten ist (Leipzig, Hinrichs, 1887; 67 S.; 75 Pf.). Wer je als Schüler zu den Füßen des Entschlafenen gesessen hat oder ihm aus andern Anlässen persönlich nahe getreten ist, wird in dieser Schrift eine treue Zeichnung der ihm vertrauten Gestalt finden. Allerdings sind die eigentümlichen Züge des nun Vollendeten — seine frische, lebendige Art, seine herzliche Teilnahme an der Lage andrer, namentlich seiner Studenten, seine aufopfernde Liebe, seine ehrliche Nachsicht, sein christliches Brudergefühl, die ungeteilte Hingabe seiner ganzen Kraft an seinen Beruf, mochte derselbe ihn auf dem Katheder oder auf der Kanzel oder am Altar beschäftigen — alle diese Züge, die so mächtig seine Umgebung zu berühren pflegten, sind in dem Erinnerungsbilde mehr angedeutet als ausgeführt worden, jedoch mit dem kundigsten, aus der engsten Liebe zu dem Verstorbenen gewonnenen Verständnis, sodaß die „jungen Freunde und Schüler“ in der That aufs beste angeleitet werden, die einzelnen Züge je nach ihrer Erfahrung und Neigung sich deutlicher und schärfer ins Gedächtnis zurückzurufen.

Deutlich und sicher treten auch die hauptsächlichen Wendepunkte des Bildungsganges, den der selige von Zezschwitz durchgemacht hat, hervor. Seine Jugend — er war am 2. Juli 1825 in Bautzen geboren — hat durchaus unter dem Eindrucke herrnhutischer Frömmigkeit gestanden. Der Student von Zezschwitz (seit 1846) hat von dem bekannten Professor Harleß in Leipzig, dem späteren Präsidenten des Oberkonsistoriums in München, die größte Belehrung erhalten. Als er 1861 die Universität Leipzig als außerordentlicher Professor mit Urlaub verließ, wählte er Neuendettelsau in Baiern zu seinem Aufenthaltsorte, wo er zwei Jahre lang den Umgang Löhes genoß. Die Eindrücke und Anregungen, die von Zezschwitz von diesen drei Seiten her erhalten hat, haben sich aber nicht der Reihe nach einander abgelöst und verdrängt, sondern der Verewigte hat sie, soweit es überhaupt bei ihrer Verschiedenheit möglich ist, teils bewußt, teils vielleicht unbewußt, indem er von einem Zuge seiner natürlichen Begabung geleitet wurde, mit einander auszugleichen und zu vereinigen gesucht. Man fasse sein öffentliches Wirken nur genau ins Auge: neben Anschauungen, deren eigentliche Heimat Herrnhut ist, treten uns die Gedanken der erneuten lutherischen Orthodoxie und die Einflüsse Löhes (vergl. S. 44 der oben genannten Schrift) deutlich daraus entgegen. Das Zusammenwirken dieser Einflüsse, so befremdlich es auch erscheinen mag, ist ein lehrreicher Spiegel für eine nicht geringe Anzahl von Theologen der Gegenwart, bei denen ein ähnlicher Bildungsgang, wenn auch verkürzt und weniger klar, zu einem ähnlichen Ergebnis geführt hat.

Es begreift sich leicht aus der oben angedeuteten Entstehung des Büchleins, daß über die Thätigkeit des Verewigten als Dozent nur in der Weise geredet wird, daß zwei Briefe früherer Zuhörer, die sich darauf beziehen, mitgeteilt werden (S. 53—56). Mit Recht wird hervorgehoben, daß das Ziel seiner akademischen Wirksamkeit gewesen sei, „fürs Amt Diener der Kirche zu erziehen.“ In dem Streben, dieses Ziel durch Lehre und Beispiel zu erreichen, hat er seine Kraft nach zwanzigjähriger Wirksamkeit in Erlangen (1866—1886) verzehrt. Die Früchte seiner Arbeit sind gegenwärtig wohl über das ganze Gebiet der evangelischen Kirchen hauptsächlich Deutschlands verbreitet. Eine neue wissenschaftliche Schule hat von Zezschwitz nicht gegründet; aber gewiß darf man sagen: er hat sich vornehmlich durch die Weise, wie er lehrte, ein Denkmal in den Herzen seiner Zuhörer gesetzt, das diese wie ein teures Geschenk an ihre Jugend für die ganze Zeit ihres Lebens und Wirkens in hohen Ehren halten werden. G

(Die Göttinger Festrede) Die vielbesprochene Göttinger Festrede des Prorektors Konsistorialrat Ritschl vom 8. August 1887 ist zwar bald nach dem Göttinger Jubiläum in mehreren politischen Zeitungen veröffentlicht worden, erst neuerdings aber zugleich mit zwei andern akademischen Reden desselben Verfassers als besondre Schrift bequemer zugänglich gemacht: „Drei Akademische Reden, am vierten Säkulartage der Geburt Luthers 10. November 1883, zur Preisverteilung 8. Juni 1887, zur Feier des 150jährigen Bestehens der Universität 8. August 1887 im Namen der Universität Göttingen gehalten von Albrecht Ritschl“ (Bonn, Marcus, 1887; 64 S.; 1,20 Mk.). Wir hoffen darauf zurückzukommen. R

(Dessauer Jünglingsvereins-Konferenz) Unter diesem Obertitel sind im Schriftenverlage des Westdeutschen Jünglingsbundes (H. Helbing) zu Elberfeld erschienen die „Vorträge, Referate und Kanzelreden, gehalten bei der zweiten Generalkonferenz der evangelischen Jünglingsvereine Deutschlands in Dessau den 27. bis 30. August 1887“ (1 Mk.). Wir können die warme Empfehlung unsers Dessauer Berichterstatters in Nr. 45 nur wiederholen. R

(Für evangelische Frauen und Jungfrauen) In zweiter vermehrter und verbesserter Auflage ist erschienen: „Was sollen wir thun? Handbuch des Evangelischen Frauenvereins Edelweiß, herausgegeben vom Vorstande. Praktische Ratschläge für evangelische Frauen und Jungfrauen, die etwas für den Herrn thun wollen.“ (Berlin, 1888, Selbstverlag des Predigers Hülle; in Komm. bei M. L. Matthies, Berlin W., Wilhelmstr. 91. 251 S.; gebunden 1,50 Mk.) Das treffliche Buch ist schon in Nr. 30, S. 291 gebührend empfohlen worden. In unsrer ernsten Zeit soll niemand müssig stehen; insbesondre für weibliche Kräfte ist Gelegenheit genug vorhanden, Gutes zu thun. Nicht jede Aufgabe ist für jede: nun denn, hier bietet sich überreiche Auswahl. Das Ganze zerfällt in fünf Hauptabschnitte: 1. Vorbedingungen, 2. Liebesarbeiten, die von einer einzelnen Dame getrieben werden: a. Leichte Arbeiten, b. Schwere Arbeiten, 3. Liebeswerke, zu welchen mehrere Damen zusammentreten, 4. Frauenerwerb, 5. Frauenthätigkeit. R

(Erzählungen) Der aus der Feder von Max Vorberg hervorgegangene Roman „Heimwärts. Eine Geschichte aus vergangenen Tagen“ (Gotha, Perthes) liegt in zweiter Auflage vor. Das beachtenswerte, tiefempfundene und künstlerisch gestaltete Werk, in weitern Kreisen bereits bekannt, darum eingehender Besprechung nicht bedürftig, sei für den Weihnachtstisch bestens empfohlen. Dasselbe gilt von — ebenfalls in zweiter Auflage erschienen — Friedrich Palmiés „Günther von Bliedungen. Eine Erzählung aus der Reformationszeit“ (Halle, Strien; 2,50 Mk.), einfach und schlicht geschrieben, die Bewegung der Reformationszeit insbesondre innerhalb des geistlichen Standes schildernd. — Als wahre Perlen auf dem Gebiete der christlichen Erzählungsliteratur möchten wir die neuesten (8.—10.) Bändchen „Aus der Zerstreuung,“ gesammelt von N. Fries (Itzehoe, Nusser; 0,80 Mk.) bezeichnen. Sie gehören wie die frühern Bändchen in jede rechte Hausbibliothek. — Der außerordentlich rührige Spittlersche Verlag in Basel hat eine ganze Reihe kurzer Erzählungen erscheinen lassen, von denen wir als recht weiter Verbreitung würdig hervorheben: Dein Wille geschehe! (Stretton), Ein patriotisches Schwabenkind, Ein Glückskind, Von Sieg zu Sieg (Maria Liebrecht). Die einfache, aber tiefe Erzählungsweise macht diese Bücher ganz besonders auch zu Weihnachtsgaben für das Hausgesinde geeignet, welches leider noch viel zu sehr auf Schundliteratur oder die geschmacklosen Zeitungsromane angewiesen ist. G B

(Neue Erzählungen von A. Vollmar) Sechs neue Erzählungen „für Jung und Alt“ von A. Vollmar. Berlin, Wiegandt u. Grieben. (Die Mutter, 24 Pf., Röschen, 20 Pf., Vergieb, 20 Pf., Drei Könige, 15 Pf., Christnacht, 15 Pf., Niklas, 10 Pf. Alle sechs 90 Pf.)

Wer seine heranwachsenden Kinder und sich selbst erlaben will an abgerundeten Lebensbildern, meist aus den sogenannten kleinen Kreisen unsers Volkes in Stadt und Land, die uns der Erde Leid und Freud, Irrungen der Menschen und Führungen Gottes, fern von jeder Uebertreibung, in tiefinniger, ergreifender, schlichter Darstellung zeigen, dem seien diese gut ausgestatteten, mit Bildern geschmückten grünen Heftchen warm empfohlen. Es sind nicht Typen, Umrißzeichnungen, dieser oder jener Tugenden und Fehler, es sind ganze, wahre Menschen, die uns in sein abgetönter Charakterisirung entgegentreten und durch ihre Lebenswahrheit uns aufs Innigste für sich interessiren. Wenige Linien, knappe Gespräche, bei denen meist nur ein- oder zweimal ein kurzes Wort herüber und hinüber geht, genügen, um jedesmal auf Situation und Stimmung ein Schlaglicht fallen zu lassen. Die Konflikte sind spannend, ohne aufzuregen, und die Lösungen, stets ein Sieg der Weisheit und Liebe Gottes über der Menschen Thorheit und des Lebens Not, hinterlassen im Gemüt eine tiefbefriedigte, harmonische Stimmung. Keine erbaulichen Wendungen, keine moralischen Reflexionen oder Nutzanwendungen stören die ruhigen Linien des Lebensbildes, dem es in feiner Objektivität überlassen ist, durch sich selbst zu wirken. Auch tritt nirgends das religiöse Moment als Selbstzweck auf, sondern die Frömmigkeit erscheint überall als die Innenseite ächter Sittlichkeit; darum hat sie etwas durch und durch Gesundes, Wahres, Schlichtes und Keusches, und darin eben liegt vielleicht der eigentümlichste Vorzug dieser kleinen Erzählungen vor den meisten der bei uns importirten englischen Traktate. Die Frömmigkeit ist durch und durch evangelisch; das Christentum, für welches diese Lebensbilder uns gewinnen, ist nicht Gesetz und nicht Form, sondern es ist freudiger Glaube im Sinne des Vertrauens und daraus wachsender Treue, die sich in des täglichen Lebens kleinen und kleinsten Aufgaben bewährt. v S

Quittung

Für die evangelische Schule in Czernilow (vgl. Nr. 18, S. 174): von D B in Greifswald 10 M.; Summa 18 M.

Für die evangelische Gemeinde in Trochtelfingen (vgl. Nr. 24, S. 229): von J E A S in S. 10 M., von Bahnhof Bischofswerda 5 M., von Th R in B. 3 M., von F L in H., P M in S. 2 M.; Summa 22 M.

Für die evangelische Gemeinde in Sofia (vgl. Nr. 25, S. 242 u. ö.): durch P D in B 5 M.; Summa 89,50 M.

Für die Evangelische Gesellschaft in Belgien (vgl. Nr. 31, S. 302): von D B in Greifswald 10 M.

Für das Spenerdenkmal in Frankfurt (vgl. Nr. 48, S. 470): von D D in J. b. W. und von P M in S. je 3 M.; Summa 6 M.

Allen freundlichen Gebern herzlichen Dank! Einen ganz besondern Dank aber noch der unbekannten Leserin in M., welche dem Herausgeber unter dem 1. Dezember 200 Mark zur Unterstützung unsers Blattes hat zugehen lassen. Wir können es noch sehr gut brauchen; denn — aller Anfang ist schwer. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig